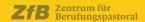
Werkheft

Berufungspastoral 2023





Lören

Halten Sie kurz inne Was hören Sie?

Wenden Sie sich nach innen

Was nehmen Sie an Gedanken wahr?
Wie geht es Ihnen gerade?
Versuchen Sie nicht zu werten

Was würden Sie Gott jetzt gerne sagen?
Sagen Sie es ihm ...

Und was kommt Ihnen von IHM entgegen?

Editorial

Wie kann die Kirche in unserer Zeit ihren Auftrag erfüllen? Papst Franziskus spricht in diesem Zusammenhang von einer "zuhörenden Kirche". Dieses Motiv und die bedeutende Rolle des Hörens bei der Suche nach der eigenen Berufung brachte uns auf die Idee, das Thema "hören" als Motto der Berufungspastoral über das Jahr 2023 zu stellen.

Wir haben dabei schnell gemerkt, dass uns das Thema "hören" auf direktem Wege in ganz unterschiedliche Spannungsfelder führt: Ist eine zuhörende Kirche nicht zu wenig? Bloß vom Zuhören verändert sich doch nichts? Ich persönlich möchte Gott gerne hören, aber wie geht das? Man kann akustisch etwas wahrnehmen und bekommt es dennoch nicht mit, weil vielleicht mentale Blockaden vorhanden sind. Ist Hören etwas Aktives oder Passives? Und dann das größte Spannungsfeld: Wo soll man bei dem Thema anfangen und wo aufhören? Jeder einzelne Bereich wie Theologie, Musik, Spiritualität, Psychologie oder Seelsorge eröffnet unendlich viele Aspekte.

Das alles hat uns jedoch nicht abgeschreckt, sondern vielmehr fasziniert. Vielleicht hilft die Lektüre des einen oder anderen Beitrags, sich selbst ein wenig in die Welt des Hörens hineinzuvertiefen.

Zwei Aspekte, die mir persönlich beim Thema "hören" wichtig sind: Für eine lebendige Beziehung zwischen Gott und Mensch ist das Hören konstitutiv. Das fasst das schöne Wort aus Deuteronomium zusammen: "Hört und ihr werdet leben" (Dtn 4,1). Spannenderweise geht es im Kontext dieses Wortes auch um die Zukunft des Volkes Gottes. Paulus schreibt an die Gemeinde in Rom, dass "[d]er Glaube vom Hören kommt" (Röm 10, 17). Und Jesus sagt selbst: "Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wenn einer meine Stimme hört und die Tür öffnet, bei dem werde ich eintreten und Mahl mit ihm halten und er mit mir" (Offb 3,20). Hören ist ein Premiumweg für Verlebendigung und Zukunft.

Der zweite Aspekt, der mir beim Thema "hören" wichtig ist: Hören als Grundhaltung. Hören beschreibt einen respektvollen Austausch. Ich höre und ich werde gehört. Kommunikation, ein Miteinander gelingt, wo es eben nicht vorrangig darum geht, die eigenen Sichtweisen zu artikulieren, sondern darum, die des anderen wahrzunehmen. Hören als Grundhaltung des In-Beziehung-Seins beschreibt einen Austausch, bei dem es also nicht darum geht, diesen selber zu leiten, ihn zu dominieren, recht zu haben, sondern bei dem ich interessiert bin an dem, was zu hören ist, und dabei ebenso etwas zu sagen

haben kann, das für andere von Interesse ist. Hören ist damit mehr als das Aufnehmen von akustischen Signalen. Hören meint die Bereitschaft, mich mit dem anderen auf einen Veränderungsprozess einzulassen. Hören nimmt den anderen in den Blick und öffnet für Gemeinschaft. Hören in diesem Sinne verändert.

Hören im menschlichen Miteinander und in der Beziehung zu Gott ist eine Kunst, die man lernen kann – und die im Lernen lebendiger wird. Dazu will die Suche nach Berufung einladen: lebendiger, leidenschaftlicher, engagierter zu werden. Ich glaube, Papst Franziskus zeigt mit dem Bild einer zuhörenden Kirche einen spannenden Weg in unserer Zeit auf. Ich hoffe, die Anregungen lassen Sie im Sinne von Hartmut Rosa "aufhören" – und laden Sie ein hinzuhören: auf sich selbst, auf andere und auf Gott!

Ihr Pater Clemens Blattert SJ

Direktor Zentrum für Berufungspastoral



Inhalt

JAHRESTHEMA »HÖREN«

»Ein Horn hat da, da, da, da gekiekst« – Tonmeisterin Nora Brandenburg im Interview

Ricky Brenner - 6

»Zuhören in der Seelsorge« – Unterwegs mit dem durchkreuzer

Nathalie Jelen - 16

»Zuhören im Ankommen« – Das Charisma der Präsenz

Rudolf Hagmann - 18

»Zuhören als Berufung« – Beichte hören

Lukas Hellekes - 20

»Zwischentöne und Hörbilder – Eine Spurensuche zum besseren Verständnis« – Von der Psychologie des Hörens

Maria Elisabeth Aigner - 23

»Wieso ein Spielsüchtiger, eine Partyqueen oder ein Soldat die besten Vorbilder im Glauben sind« – Heilige des Hörens

Tobias Sauer - 29

»Hörende Herzen gesucht« – Buchrezension zu 'Demokratie braucht Religion'

René Pachmann - 36

»Berufung: Ein Willkürkonzept?« – Oliver Wintzek und Ursula Schumacher in einem kontroversen Schreibgespräch

Clemens Blattert SJ - 39

GEISTLICHES & MEDITATION

»Gott gab uns Ohren, damit wir hören« – Zum Gottesloblied Nr. 468

Meinrad Walter - 48

»Neige das Ohr deines Herzens« – Geistlicher Impuls aus benediktinischer Tradition

Regina Duzy OSB - 52

»hören« – Eine Meditation zum Jahresbild

Clemens Blattert SJ - 56

»Das Unhörbare hörbar machen« – Bausteine für einen Schulgottesdienst

Jens Hagemann - 58

»Musikalische Vielfalt erleben« – Von Worship Wars und Tradition

Mark Porter - 62

AKTUELLES AUS DEM ZfB

»Nachklang« Wochenende zum Weltjugendtag – Bin ich zum Priester oder Ordensleben berufen?

Angebot des ZfB - 69

Ausbildungskurs – »Junge Menschen geistlich begleiten«

Angebot des ZfB - 71

»Ein Horn hat da, da, da, da, da gekiekst«

Nora Brandenburg

studierte Musikübertragung (Tonmeister), Violine sowie Komposition/Musiktheorie. Es folgten Lehrtätigkeiten als Dozentin für Musiktheorie und Gehörbildung in Rostock und Hamburg. Nach zwei Jahren bei der Deutschen Radiophilharmonie Saarbrücken-Kaiserslautern ist sie seit 2019 Tonmeisterin beim Elbphilharmonie Orchester des Norddeutschen Rundfunks in Hamburg.



Interview mit
Tonmeisterin
Nora Brandenburg

Raus aus der U-Bahn, die hier mal verborgen. mal aufgeständert auf hoher Trasse über der Stadt verkehrt. Hamburg Rothenbaumchaussee ... ein klangvoller Ort! Es bleibt noch etwas Zeit. Und so fällt der neugierige Blick auf das Stadion am Rothenbaum. Wer im Aufbruch der endenden 1980er Jahre Zugang zu einem Fernseher hatte, kam an der Hochphase der teutonischen Tennisheldenverehrung nicht vorbei. Hier liegt er also, der deutsche Hotspot für diesen Sport, den man vor allem mit den Ohren sehen konnte. Das Stakkato der monoton wiederkehrenden Geräusche eines durch harten Aufschlag beschleunigten Filzballes, gab schon akustisch Aufschluss über die Dramaturgie des Spiels. Erhöhte sich die Frequenz, stand eine Entscheidung meist kurz bevor.



"Da gehen wir einfach immer vorbei", sagt Nora Brandenburg, während wir uns in unmittelbarer Nachbarschaft durch die kargen Flure des legendären NDR-Funkhauses bewegen. Auch hier klingt Hamburger Geschichte. Einst in hanseatischer Sachlichkeit entstanden, trotzten die Mauern den Bomben und beherbergten mit dem Nordwestdeutschen Rundfunk die erste unabhängige Sendeanstalt der sich formierenden Bundesrepublik. Dunkel ist es hier. Aber das mag auch am sprunghaften Hamburger Wetter liegen, bei dem der Sonnenschein binnen Sekunden von durchdringendem Nieselregen abgelöst wird und das dafür sorgt, dass nur noch wenig Tageslicht in die tiefen Räume fällt. Doch die Atmosphäre in solchen Gebäuden, mit all ihren Spuren sich verändernder Nutzung, entsteht ohnehin meist durch die Menschen, die sie beleben. Und Nora Brandenburg macht es mir ganz leicht. Ihre offene Herzlichkeit, ihr spürbares Interesse, ihre Freude an der Unterhaltung lassen uns schnell zu unseren Kindheitserinnerungen kommen. Während ich also fasziniert von der Spannung eines Tennismatches vor dem Fernseher saß, genoss sie den Kosmos der klassischen Musik. "Ich bin damit aufgewachsen und fand es immer normal, mich nicht schick anzuziehen, wenn ich ins Konzert ging. Ich komme aus einer kleinen Stadt und meine Mutter hat für die Konzertpause immer eine Butterbrotdose mitgenommen, weil wir dann Hunger gekriegt haben. Das war ein Familienausflug. Wir wollten einfach Musik hören."

Darüber wollen wir reden. Über das Hören. Das innere wie das äußere. Hören ist hier Programm und Nora Brandenburg ist Expertin auf ihrem Gebiet. "Ich würde schon sagen, Hören ist für mich eine Berufung und ich habe wirklich speziell deswegen diesen Beruf ergriffen. Ich habe schon mit dreizehn gewusst, dass ich am liebsten höre auf der Welt."

Frau Brandenburg, was macht eine Tonmeisterin?

Zuhören, tatsächlich. Da sind wir direkt beim Thema. Als Tonmeisterin produziere ich beim Rundfunk überwiegend Konzertmitschnitte. Ich versuche das, was im Konzert zu erleben ist, für iemanden, der nicht da ist, zu übertragen. Dazu gehört ganz viel technische, akustische, aber auch musikalische Expertise. Und die musikalische Expertise ist besonders da gefragt, wo es darum geht, die Absicht der Musiker hörbar zu machen. Das gilt in vermehrtem Maße bei CD-Produktionen. Dort ist es vor allem ein Zuhören und Reden mit den Musikern. Es geht dann natürlich auch um das Spieltechnische, man möchte keine Fehler auf der Aufnahme haben. Dann sitze ich da, mit der Partitur, wir nehmen auf und ich sage nachher, tut mir leid, wir können das noch nicht nehmen. Takt 20, 30 und 45 waren leider unsauber. das Fis ist zu tief und an der Stelle seid ihr nie zusammen ... und außerdem - das finde ich ganz wichtig - sage ich vielleicht nach dem ersten Take: Ich verstehe noch nicht ganz, was ihr meint: für mein Empfinden ist das Tempo zu schnell; was soll eigentlich der Charakter sein? Die Erfahrung des Selbermusikmachens hilft dabei immens. Ich muss mich gut einfühlen können, die Hörvorstellung haben, um mit den Musikern auf deren Ebene sprechen zu können.

Wir sind hier bei Ihnen in den Hörfunkstudios des Norddeutschen Rundfunks. Was findet in diesen Räumen statt?

Hier in diesen Räumlichkeiten erledige ich zwei Teile der Tätigkeiten, die Vorbereitung und die Nachbearbeitung. Nachbearbeitung ist vor allem Schneiden und Mischen. Der Hauptteil der Tätigkeit, das Aufnehmen, findet nicht hier statt, sondern überall dort, wo die Musik spielt. Sehr viel in der Elbphilharmonie, aber auch viel Kammermusik, das Vokalensemble, alles, was an klassischer Musik im weitesten Sinne im Sendegebiet stattfindet. Ganz viel auch in Kirchen. Sie sind sehr spannende Konzerträume, weil sie akustisch sehr verschieden sind. Und auch immer wieder herausfordernd. Es ist die Auseinandersetzung mit einem Raum. Damit, wie Musik in dem Raum stattfindet.

Hören ist Ihr Beruf. Wie haben Sie sich das "professionelle Hören" antrainiert?

Musikalische Gehörbildung kann man lernen und üben. Aber da ich das immer gut konnte, hatte ich nie das Gefühl, besonders trainieren zu müssen. Trotzdem entwickelt man sich immer weiter. Da habe ich durch mein eigenes Unterrichten am meisten gelernt. Wir Menschen können uns Dinge für die Augen besser vorstellen als für die Ohren. Deswegen sucht man immer Vergleiche, die mit dem Sehen zu tun haben. Ich versuche es mal für die Augen zu erklären: Wenn man auf ein zunächst abstrakt erscheinendes Gemälde blickt, erkennt man, wie viel es zu verstehen, zu wissen und zu lernen gibt. Wörter sind zum Beispiel wahnsinnig wichtig. Wenn man keine Wörter für Farben kennt, kann man eigentlich nicht über ein Bild reden. Man muss erstmal lernen, dass es rot und grün und blau heißt, und dann gerne noch etwas genauer, dass es marineblau und lindgrün gibt. Formen, Abstände, Perspektiven, das sind notwendige Vokabeln; sehr wichtig

»Meine Aufgabe zur Kunst, zu d mich auf die

»Meine Aufgabe ist dann, die direkte Brücke zur Kunst, zu den Musikern zu bauen und mich auf die Partitur zu konzentrieren.«

ist auch ein Kontextwissen. So komplex sind die Zusammenhänge beim Hören ebenfalls, aber das Vokabular der Ohren ist uns meist fremder als das der Augen und muss eingeübt werden.

Ihre Arbeit umfasst zwei recht gegensätzliche Bereiche. Das Ingenieurtechnische und die künstlerisch-musikalische Ebene. Haben Sie sich auf einer Seite eingependelt?

Auf die musikalische Seite. Das Technische ist auf jeden Fall die Voraussetzung, aber die Arbeit ist hier im Rundfunk relativ klar getrennt. Ich arbeite immer im Team mit einem Toningenieur oder einer Toningenieurin. Er oder sie sitzt am Mischpult und auf sie oder ihn kann ich mich verlassen. Meine Aufgabe ist dann, die direkte Brücke zur Kunst, zu den Musikern zu bauen und mich auf die Partitur zu konzentrieren. Ich äußere dann meine klanglichen Wünsche und weiß, was man machen muss, um dort hinzukommen. Der Toningenieur oder die Toningenieurin hat ein Team an Tontechnikern, um das umzusetzen.

Sie arbeiten also in Teams und immer mit Künstlern und Künstlerinnen, die ihre Leidenschaft auf die Bühne bringen. Welche Rolle spielt Empathie in Ihrer Arbeit?

Das ist ein ganz wichtiger Aspekt in meiner Tätigkeit. Bei Produktionen nimmt man sich wirklich viel Zeit, um an einem Musikstück zu arbeiten, macht viele Takes, um nachher viel Schnittmaterial zu haben und das Beste rausholen zu können. Auch die Musiker haben sich lange darauf vorbereitet und wollen das Stück so präsentieren, dass sie stolz sind. Und dann gibt es so eine schwere Stelle und die geht nicht. Erstmal sagt man gar nichts und macht einfach noch einen Take und noch einen Take. Dann sagt man irgendwann, es war wirklich schon alles ganz toll, aber dieser Takt 5, den kriegen wir bestimmt noch besser hin. Und dann wird es vielleicht noch ein bisschen besser, aber nicht richtig gut. Schließlich muss man sehr gut einschätzen können, wie fühlt sich der Musiker gerade und wie weit komme ich ietzt noch. Wenn zu viel Druck aufgebaut wird, wird es gar nicht mehr funktionieren. Mache ich jetzt erstmal etwas anderes mit ihm, komme später nochmal zurück zu der Stelle oder sehe ich sogar ein, das hat keinen Sinn? Meine Aufgabe ist die Kritik, zu sagen, das war leider noch nicht gut. Trotzdem ist die Voraussetzung, dass die Musiker und Musikerinnen an sich glauben, nur dann können sie gut spielen. Den Glauben will ich ihnen nicht nehmen.

Bringen Sie vielleicht einen "weiblichen Blick" oder mehr Empathie in eine solche Produktion ein?

Nein, ich glaube nicht, dass Frauen hier empathischer arbeiten. Den Punkt der Empathie würde ich nicht am Geschlecht festmachen. Aber natürlich macht das Geschlecht einen Unterschied. Es gibt immer noch sehr wenige Frauen in diesem Beruf, auch wenn sich das gerade stark ändert. Ich habe sehr jung angefangen, war 23, als ich mit dem Studium fertig war. Und da musste ich mich sehr bemühen, dass man mich ernst nimmt als junger Mensch und als Frau. Das spielt absolut eine Rolle.

Auch in der Orchesterwelt ändert sich das gerade sehr stark, aber sie ist immer noch ziemlich hierarchisch geprägt. Es ist noch nicht so lange her, dass Dirigenten mit Maestro angesprochen wurden. Dieser Nimbus des großen Künstlers hat sich zum Glück in der Klassik sehr gewandelt.

... Wobei man vielerorts den Eindruck hat, dass gerade Dirigenten noch immer wie irdische Götter verehrt werden.

Es hängt sehr an Personen. Wir haben zurzeit Alan Gilbert als Chefdirigenten hier und bei ihm überwiegt vollkommen der menschliche Aspekt. Er sieht sich überhaupt nicht als dem Orchester übergeordnet, sondern möchte mit den Leuten

Musik machen. Er möchte vor allem auch sehen, was haben sie für Vorstellungen, was kommt von ihnen. Es ist ein sehr kollegiales Musikmachen und so begegnet er auch seiner Umwelt. Das ist sehr angenehm. Obwohl er einer der Top-Dirigenten unserer Zeit ist.

Sie begleiten für einen Mitschnitt zunächst die Proben. Kümmern Sie sich dabei um aufnahmetechnische Aspekte oder verfolgen Sie die musikalische Darbietung, schauen wohin das Orchester will?

Beides. Das ist genau die Brückenaufgabe zwischen den beiden Welten der Musik und der Technik, beides muss ich gleichzeitig im Blick haben. Ich sitze dann zum Beispiel in der Regie der Elbphilharmonie mit der Partitur. Hier gibt es auch wieder einen interessanten Aspekt zum Hören: Man hört ganz anders, wenn man die Noten mitliest. Ich weiß dann zum Beispiel auch, was ich eigentlich hören müsste. Und deswegen kriege ich beim Lesen einen Eindruck vom Klang, merke, wir brauchen viel mehr von

den Streichern, müssen näher rangehen oder so etwas.

Und gleichzeitig fragt mich dann der Dirigent oder die Dirigentin in der Pause: Wie fandest du das jetzt im zweiten Satz? Und dann muss ich auch sagen können, das und das fand ich musikalisch gut, das und das nicht. Aber das ist schon ein großer Spagat.

»Man hört ganz anders, wenn man die Noten mitliest. Ich weiß dann zum Beispiel auch, was ich eigentlich hören müsste. «

Die Proben sind aufgezeichnet, nun geht es in den Konzertabend ...

Ja, da werden nochmal ganz andere Kapazitäten freigesetzt. Es ist aber leider auch manchmal so, dass die Leute wahnsinnig begeistert aus einem Konzert rausgehen, weil eine tolle Stimmung da war und viele

Dinge super zusammen funktioniert haben. Die Musiker haben sich wohl gefühlt, das Publikum war begeistert, fünf Minuten Standing Ovations und dann gehen alle raus und sagen, Mensch, war das nicht ein tolles Konzert? Ich war aber nicht auf der Bühne, sondern saß da mit der Partitur. Das ist natürlich auch ein gnadenloses Hören und es kommt vor, dass in der Begeisterung des Konzerts viele Dinge die Leute nicht gestört haben, die auf der Aufnahme aber leider schon stören.

Wie viel Perfektion braucht ein Konzertmitschnitt, wann ist er womöglich kaputt perfektioniert?

Was die Nebengeräusche betrifft, so gibt es nie eine richtige Antwort. In einer Zeit, in der es möglich ist, Geräusche zu retuschieren, erwartet man das auch. Ich bin sicher viel mehr gestört von Nebengeräuschen als mein Vorvorgänger in den 70er Jahren. Der konnte sowieso nichts machen. Er musste dann die Probe reinschneiden, egal ob das Horn da gekiekst hat. Aber die technischen Möglichkeiten sind heute viel weiter. Und deswegen sind wir es auch gewöhnt. Man würde heute bei einer CD-Produktion nicht an einer leisen Stelle einen lauten Huster stehenlassen. In einer alten Aufnahme ist das ganz anders.

Spannender wird es, wenn man die Frage eher auf Musik bezieht und nicht auf die Nebengeräusche. Ich habe etwa einen Konzertmitschnitt. Einer von der Sorte wie gerade beschrieben, bei dem die Leute rausgegangen sind und gesagt haben, das war echt eine Sternstunde. In zehn Jahren habe ich nicht so ein tolles Konzert gespielt. Aber ein Horn hat da, da, da, da, da gekiekst. Das passiert bei Hörnern leicht. Dann war einer nicht konzentriert. Da hat die Pauke leider einen Takt zu früh eingesetzt. Und das sind ja Dinge, die nicht verhindern, dass es musikalisch ein ganz tolles Erlebnis war, die aber trotzdem falsch sind und die Musiker auch total stören und ärgern. Schon bewegt man sich in einer Spannung, alles zu belassen oder was passiert ist auszutauschen. Dann hat man am Ende vielleicht noch 30 Prozent von diesem tollen Konzert. Und es ist dann musikalisch alles gut und richtig. Aber vielleicht gehen auch Spannungsbögen kaputt ... Und das ist wirklich eine sehr, sehr spannende Frage, die ich mir beim Schneiden eigentlich alle fünf Minuten stelle. Wie schlimm finde ich das jetzt, dass es da kiekst? Ist es mir das wert?

Es geht bei der Aufnahme eines klassischen Konzerts um den authentischen Klang, um das Einfangen der Stimmung im Saal. Kann eine Aufnahme das gleiche Erlebnis bieten wie das Livekonzert?

Nein, niemals. Genau das ist eben das Wesen der Musikübertragung, es ist ein anderes Produkt. Ein Erlebnis lässt sich nicht abbilden, es ist immer subjektiv und auch unwiederholbar. Es ist die Atmosphäre, nicht

nur die Musik. Und es sind eben die Augen, gerade was die Balance anbetrifft. Wenn man den Solisten die ganze Zeit anschaut, wird der einem wahrscheinlich niemals zu leise vorkommen, weil man ja die ganze Zeit sieht, was er oder sie macht. Und unser Ohr kann auch fokussieren, das ist ein psychoakustischer Effekt.

... Die Sinne spielen gemeinsam?

Man muss beim Aufnehmen eigentlich die Augen ersetzen. Mindestens die Augen. Vielleicht auch noch die Nase für das Parfüm der Frau, die vor einem sitzt.

Sie sind Tonmeisterin des NDR Elbphilharmonie Orchesters, in einem der spannendsten Konzerthäuser der Welt.

Es ist ein Privileg, ja. Wir haben aber auch alle mit der Elbphilharmonie lernen müssen. Jeder Konzertsaal hat seine ganz eigene Akustik, die auch immer Probleme mit sich bringt, und es war spannend, das herauszufinden. Wir waren da alle neu, keiner wusste, wie es geht. Wir haben viel experimentiert und das war natürlich toll, die Ersten zu sein. Für die Arbeit mit dem Orchester bin ich sehr dankbar. Das sind tolle Musiker und das Orchester hat sich auch sehr entwickelt durch die Elbphilharmonie.

Es ist nicht zu unterschätzen, welche Rolle der Konzertsaal für ein Orchester spielt. Er ist wie ein Instrument.

Sind Konzerthäuser wie die Elbphilharmonie unsere heutigen Kathedralen, Konzertabende unsere heutigen Messen?

Ich würde die Frage nochmal vom Konzertsaal zurück zur Musik holen. Dafür steht ja

11

Beethovens Neunte als Paradebeispiel, also das, was in Schillers Ode an die Freude abgebildet ist. Der Glaube an etwas Großes, Erhabenes, das ist ja auch ein humanistisches Phänomen, vielleicht kann man es Menschheitsglaube nennen, der Glaube an das Gemeinsame, an gemeinsame Werte, an Freundschaft. Und dieses Erlebnis ist ja auch der Grund, weshalb Leute immer wieder in Konzerte mit der 9. Sinfonie von Beethoven stürmen, das ist ein gemeinsames Erlebnis. Und insofern ist das ein Werk, bei dem das Konzerterlebnis eine große Rolle spielt.

Also ist der Vergleich gar nicht so verkehrt.

Genau, es ist aber schon eine ganz alte Entwicklung. Kunst hat ja fast immer mit Glauben zu tun. Eigentlich ist diese 9. Sinfonie von Beethoven ein gutes Beispiel, denn da spricht ganz viel Glaube raus und es zeigt, wie vielfältig Glaube sein kann.

Was können Sie Theologen oder Menschen in der Seelsorge zum "Hören", zum "Zuhören" mit auf den Weg geben?

Hören ist etwas, das Theologen, Geistliche in ihrer täglichen Arbeit wahrscheinlich wirklich ausgiebig praktizieren. Und da würde ich, als jemand, der viel hört, einen Tipp geben: Wenn man Freude am Hören haben will, ist Demut die richtige Haltung. Offenheit für alles, was kommt. Die Neugier. Das Unvoreingenommene. Also sich zu fühlen wie eine leere Fläche und zu nehmen, was kommt. Das finde ich die wichtigste Grundhaltung fürs Zuhören.

Es klingt ein bisschen paradox, weil wir ja darüber gesprochen haben, dass man eigentlich so vieles wissen muss, um zu hören. Und das stimmt auch. Aber trotzdem ist es auch wichtig, das alles fallen zu lassen. Man hat das ja trotzdem, aber man darf es nicht bewusst benutzen wollen. Das ist natürlich ein sehr, sehr schwieriger Balanceakt.

Wir konsumieren Musik im Supermarkt, am Schreibtisch, beim Joggen ... Haben wir verlernt, bewusst zu hören?

Ja, sehr. Es gibt Forschungen, wie lange sich Menschen heutzutage konzentrieren können, dass die Konzentration für einen Clip auf Spotify nach drei Minuten erschöpft ist. dann muss man etwas Neues anklicken. Im Konzert dauert ein Stück mal 30 oder 40 Minuten und dann ist man dem ausgesetzt. Nicht auf eine negative Art, aber dann hört man sich das eben so lange an, auch wenn die Konzentration mal abschweift. Ich denke oft mit Neid an eine noch frühere Zeit zurück, als es noch keine Aufnahmen gegeben hat. Ich beschäftige mich ja viel mit alter Musik, spiele viel und stelle mir vor, dass die Menschen, wenn das Live-Erlebnis die einzige Möglichkeit war, Musik zu hören, ein wahnsinnig dankbares Publikum gewesen sein müssen und sicher sehr aufmerksam

> gehört wurde, weil das einfach etwas Besonderes war. Und das beneide ich an Musikern aus früheren Zeiten.

heit für alles, was kommt. Die Neugier. Das Unvoreingeallgegenwärtig.

»Wenn man Freude am

Hören haben will, ist Demut

die richtige Haltung. Offen-

nommene. Also sich zu fühlen

wie eine leere Fläche und zu

nehmen, was kommt.«

Klar, wir sind total verwöhnt, aber trotzdem glaube ich, dass Musikhören immer anders stattfindet. Sie

könnten heute ins Konzert gehen, morgen nochmal in dasselbe Programm mit denselben Musikern und das wird ein völlig anderes Erlebnis sein, obwohl Sie dieselbe

»Aber ich höre ja auch die ganze Zeit alles, was schön ist. Gerade auch weil ich dieses Hintergrundwissen habe ... «

Person sind und das Werk dasselbe und der Saal derselbe ... Zu irgendeinem Zeitpunkt werden Sie sicher auch mit Ihren Gedanken abschweifen. Niemand konzentriert sich für 120 Minuten. Und Sie werden morgen zu etwas anderem abschweifen, zu einem anderen Zeitpunkt, und werden andere Assoziationen haben. Ich glaube, es bleibt deswegen immer spannend.

Ersaufen wir – um es drastisch auszudrücken – vielleicht auch in der Fülle der Angebote?

Wenn Sie im Museum an fünfzig Bildern vorbeigegangen sind, dann kann es passieren, dass Sie bei einem stehen bleiben mussten, vielleicht haben Sie es sich sogar zwanzig Minuten lang angeguckt, weil da etwas zwischen Ihnen und dem Werk passiert ist. Und genau das findet auch mit der Musik statt. Die Wahrscheinlichkeit, dass so etwas passiert, wenn man sich durch ein Überangebot klickt, auf der Suche nach bestimmter Musik, die ein bestimmtes Gefühl hervorrufen soll, ist nicht sehr groß. Das, was bei dem Bild passiert, braucht Offenheit. Und so ein Erlebnis kann man auch nicht zwanzigmal pro Stunde haben. Ja. da haben wir vielleicht eine falsche Erwartung, weil wir glauben, wir könnten es auf Knopfdruck erzeugen.

Können Sie privat denn noch unbefangen Musik hören?

Ich bin abends schon kaputt vom Hören und ich höre zu Hause dann keine Musik mehr. Das ist mir zu anstrengend. Ich mag es auch nicht, Musik im Hintergrund zu hören, in der Kneipe etwa, weil ich das nicht ausblenden kann. Ich höre immer zu und dann ist es natürlich irgendwann anstrengend und ich genieße einfach die Stille.

Und beim privaten Konzertbesuch – müssen Sie jeden Takt analysieren?

Das ist ja überhaupt nichts Negatives, der Hintergrund, den man hat. Im Gegenteil. Mich fragen oft Leute, ob ich das Konzert noch genießen kann, weil ich doch die ganze Zeit höre, was alles schief und was alles falsch ist. Aber ich höre ja auch die ganze Zeit alles, was schön ist. Gerade auch weil ich dieses Hintergrundwissen habe und deshalb im Grunde noch viel mehr genießen kann.

In Zeiten immerwährender digitaler Verfügbarkeit sind da Bauten wie die Elbphilharmonie überhaupt noch zeitgemäß?

Dass man bei dem Bild stehen bleibt oder im Konzert auf einmal wach ist und es macht Spaß, das zu hören, oder dass eine Art von Kommunikation mit dem Kunstwerk entsteht, wird vereinfacht durch eine bestimmte Umgebung, durch eine bestimmte Situation. Wenn man zum Beispiel nach Paris gereist ist, um eine kleine Galerie zu besuchen, dann passiert das leichter, als wenn man seit fünf Stunden auf seinem Sofa sitzt und sich durch irgendetwas zappt. So eine Situation ist auch ein Konzertsaal. Da spielt das Erleben mit den anderen zusammen zusätzlich noch eine wichtige Rolle. Und trotzdem - das ist ja das Spannende man kann das auch nicht zur Regel machen. Sagen, so ein Erlebnis findet im Konzertsaal statt und nicht woanders. Ich zum Beispiel habe das auch manchmal, wenn ich Musik hörend im Zug sitze und aus dem Fenster gucke, dann bin ich in so einer bestimmten offenen Haltung. Dann bin ich nicht im Konzertsaal, aber habe vielleicht ein ähnliches Erlebnis, so ein Neuheitserlebnis, irgendetwas, das sich mir plötzlich mitgeteilt hat. Und dann war das doch übers Handy. Aber deswegen ist es auch nicht falsch.

Nach beinahe drei Stunden Gespräch sind wir zufrieden, aber auch erschöpft, vom Reden und vom Zuhören. Nora Brandenburg muss weiter, zu einer Probe. Und ich eile mit der U-Bahn in die HafenCity. Die Möwen hier sind überraschend klein und fast ein wenig schüchtern. Zwei Attribute, die man der Elbphilharmonie nicht vorwerfen kann. Zwischen dröhnenden Frachtschiffen bäumt sie sich stolz mit ihrem markanten Wellendach in die Höhe und wirkt von unten fast, als würde sie versuchen, den Himmel zu greifen. Sie ist das höchste Konzerthaus der Welt, werde ich gleich lernen. Und doch haben es die Architekten verstanden, durch allerlei Zitate aus der Industriekultur der umliegenden Speicherstadt, ihrer Inszenierung nie die Bodenhaftung zu entziehen. Hier steht kein Glamourpalast, kein maßloser Tempel der Kunst. Der Wind verfolgt mich fast bis in den Konzertsaal hinein. Still ist es an diesem Nachmittag, in diesem ganz besonderen Raum. Beim nächsten Besuch aber werde ich mich von den Spannungsbögen des Orchesters in neue Höhen tragen lassen. Und Nora Brandenburg wird vielleicht in der Regiekabine sitzen und begeistert Brücken bauen, zwischen den Künstlern im Saal und dem Publikum dort draußen in der Welt.

Interview von Ricky Brenner

Er ist selbstständiger Gestalter in den Bereichen Grafikdesign und Innenraumplanung in Leipzig sowie freier Mitarbeiter am Berufungscampus in Frankfurt am Main.



»[...] eine symphonische Kirche wiederentdecken, in der jeder fähig ist, mit der eigenen Stimme zu singen und dabei die der anderen als Geschenk anzunehmen.«

BOTSCHAFT ZUM 56. WELTTAG DER SOZIALEN KOMMUNIKATIONSMITTEL | PAPST FRANZISKUS



»ZUHÖREN IN DER SEELSORGE«

Nathalie Jelen

Ein rollender Raum in einem stylisch umgebauten Sprinter, das ist der durchkreuzer. Egal, ob Kirmes, Streetfood-Circus oder Rockkonzert, ob viele Christ:innen da sind oder nicht, unser Team bietet Kirche als Gesprächsort im Rahmen dieses Projekts an. Wir wollen mit Zuhören Raum anbieten, damit Menschen einfach dasein, mit sich – in vielleicht überraschender Weise – in Berührung kommen können¹.

Auf dem Hütte rockt Festival erzählt eine Teilnehmerin ganz fasziniert einem Bekannten: "Hier saß gestern einer, der hat einfach alles, was die Menschen erzählt haben, wie so ein Schwamm aufgesaugt." Und auch ich bin fasziniert, was in diesem offenen und zugleich geschützten, rollenden und zugleich modernen Raum möglich wird.

19 Tage war ich zwischen Mai und September 2022 unterwegs und hatte 188 Stunden Zeit zum Zuhören. Immer wieder spürte ich auch eine Irritation bei den Menschen: "Wie jetzt? Du hörst einfach zu?" Sogar nach einiger Zeit des Erzählens kam die immer noch leicht überraschte Aussage: "Du hörst ja wirklich zu." Berührt hat mich, dass viele der Menschen,

die zum durchkreuzer kamen, mir, einer Fremden, so viel aus ihrem Leben erzählt haben. Es sind Lebensgeschichten, Schicksale, freudige Ereignisse, der Grund des Festivalbesuchs und wegen welcher Musiker:innen oder Bands sie da sind. Manche stellen Fragen und beantworten sie, indem sie das, was sie selbst dazu denken, erzählen. Es wird gelacht, geweint, geschwiegen und natürlich immer wieder erzählt und zugehört. Themen, die an anderer Stelle keinen Raum haben (dürfen). die einen anderen Raum brauchen oder an diesem Ort aufkommen, dürfen sein. Auf unterschiedliche Weise können wir sein: jene, die kommen, mit dem, was sie bewegt, was ihnen an Gedanken und Themen durch den Kopf geht, was ihnen in der Zeit der Begegnung guttut, und ich als Zuhörerin. Sie teilen (tiefe) persönliche Momente und haben mir (in kurzer Zeit) ihr Vertrauen geschenkt. Das berührt mich sehr.

Mich erfüllt diese absichtslose Begegnung im Zuhören bei diesem Projekt oder in weiteren Situationen wie den Berufungsinterviews, die wir von der Berufungspastoral im Bistum Osnabrück aus seit gut zwei Jahren mit den Kolleg:innen führen.² Egal, ob nach innen oder außen, immer wieder nehme ich Dankbarkeit bei den Menschen wahr. Manche sind überrascht, dass es ihnen so guttut, und andere merken, wie viel doch gut ist, obwohl sie zu Beginn des Erzählens eine andere Einschätzung hatten.

In den verschiedenen Kontexten des Zuhörens in der Seelsorge entsteht bei einigen durch das Erzählen ein neuer Gedanke oder eine veränderte Sicht auf die Dinge und manche finden ihre eigene Antwort auf eine Frage, die sie hatten, oder stellen fest, dass ihre Frage keine wirkliche Frage ist. Viele unserer Gesprächspartner:innen erfahren durch das Gespräch eine persönliche Stärkung oder eine Lösung hinsichtlich ihrer Themen.

Auch ich spüre in mir immer wieder Dankbarkeit: für Begegnungen, in denen vielfältige Themen zur Sprache kommen; für den ZeitRaum, den ich anbieten darf und der so ungewöhnlich, rar und kostbar erscheint. Ich bin fasziniert, wie einfach Kirche mit diesem futuristischen Sprinter dasein kann – für Menschen.



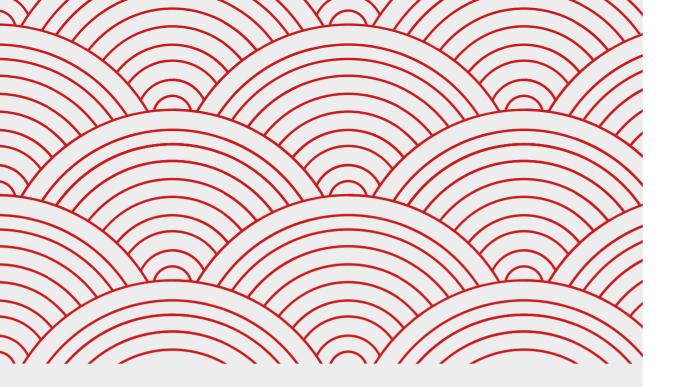
Die Autorin

Nathalie Jelen

Sie hat in Münster Theologie studiert und ist Pastoralreferentin im Bistum Osnabrück. Seit 2017 ist sie dort in der Berufungspastoral und im Diözesanjugendamt im Bereich Glaubenskommunikation tätig.

¹ Weitere Informationen und Eindrücke zum Projekt: www.durchkreuzer.de oder bei Instagram @durchkreuzer.

Bei diesem Angebot geht es darum, wie die eigene Lebensvision beschrieben und gelebt werden kann, wie erfüllend der berufliche Alltag wahrgenommen wird und welche Wünsche es zur eigenen Berufung, Spiritualität und zum beruflichen Alltag gibt.



»ZUHÖREN IM ANKOMMEN« DAS CHARISMA DER PRÄSENZ

Rudolf Hagmann

Der Camino nach Santiago de Compostela gehört zu meiner großen Leidenschaft. Am Beginn meiner priesterlichen Laufbahn pilgerte ich ihn mit unterschiedlichen Jugend- und Studentengruppen. Jetzt als Ruheständler verbrachte ich drei Monate in Santiago als Zuhörer für Pilger. Dazu gleich mehr. Bereits auf den Touren mit den jungen Leuten staunte ich über die Wirkung des im wahrsten Sinne des Wortes "mitgehenden Zuhörens" und welche heilsamen Prozesse es in Gang bringt. Es setzt Menschen innerlich frei, bringt die Person in der Auseinandersetzung mit sich und Gott weiter. Und ganz ehrlich, mir bereitet das Zuhören und das Beobachten dieser Entwicklung eines Menschen einfach Freude. Zeuge der Gnade.

Jetzt bin ich glücklicher Ruheständler und habe mir einen lang gehegten Wunsch erfüllt. Als Seelsorgsamtsleiter im Bistum Rottenburg-Stuttgart habe ich an einem Projekt für Pilger, die in Santiago nach ihrer langen Tour ankommen, mitgewirkt. Das Projekt nahm eine Not auf: Der äußere Weg hat einen inneren Weg in den Menschen gebahnt. Wenn sie äußerlich am Ziel ankommen, spürten wir: "Da fehlt noch etwas, um auch innerlich ans Ziel zu kommen." So haben wir Dreier-Teams zusammengestellt, die von Mai bis Oktober in Santiago Raum zum Zuhören und auch Führungen in der Kathedrale anbieten. In der Saison 2022 stand ich als Zuhörer zur Verfügung. Was ich erlebt habe? Die Pilgerinnern und Pilger nehmen ein Gegenüber, das Zeit hat, einfach da ist und im Zuhören Raum eröffnen kann, gerne an. Im Erzählen reflektieren sie ihre - vielleicht neuen und überraschenden – Erfahrungen des inneren Camino, sie wollen sich selbst besser verstehen, sie wollen ihre spirituellen Erlebnisse deuten. Der stete Trott des Weges hat manches an die Oberfläche gerüttelt, das sie ablegen möchten. Nach dem Erzählen waren die Leute oft erleichtert, gelöster - auch durch Tränen -, dankbarer, froher.

Warum es ein Traum von mir war? Weil ich das in meiner priesterlichen Tätigkeit all die Jahre als eine durch und durch sinnvolle Tätigkeit erlebt habe: das Charisma der Präsenz. Denn es hilft Menschen bei ihrer Menschwerdung. Das Charisma der Präsenz, des Zuhörens, öffnet vor allem einen Raum ohne Wertung und Beurteilung. Die Fragenden und Verletzten erfahren Akzeptanz. Dabei erlebe ich mich als Werkzeug einer größeren Barmherzigkeit. Das beglückt mich. Ich habe das Gefühl, ich kann anderen ein Stück Weg weiterhelfen, ohne dass ich selbst die Lösungen haben muss. Die Menschen sind dann auch innerlich am Ziel angekommen: können abschließen, versöhnter, leichter ihren Weg weitergehen.

Meister Eckhart sagt: "Der wichtigste Mensch ist der, der mir gerade gegenüber ist, und der wichtigste Augenblick ist der, der gerade geschieht."

Das halte ich auch heute noch für eine erfüllende Berufung für einen Menschen und zugleich ist das das Drama unserer heutigen Pastoral. Menschen bekommen häufig den Eindruck von uns: Bitte nicht. Ist mir zu viel. Oder sie sehen nur unsere roten Rücklichter. Die Erfahrung, dass da jemand präsent ist, bei Hochzeiten, Stehempfängen am inneren Weg meines Lebens Anteil nimmt, das nehmen Menschen dankbar an und das lässt mich selbst selig auf den Tag blicken.



Der Autor

Pfarrer Rudolf Hagmann
Geboren 1952, Priester der Diözese
Rottenburg-Stuttgart, war lange
Jahre Spiritual im Wilhelmsstift
in Tübingen, Pfarrer, Domkapitular und Leiter des Seelsorgsamts.
Heute lebt er als Ruheständler in
Ravensburg und ab und zu auch in
Santiago de Compostela.



Das Hören hat in der christlichen Spiritualität eine besondere Bedeutung: Mit der Aufforderung "Höre Israel!" (Dtn 6,4) beginnt das Herzstück des jüdischen Gesetzes. Jesus ist das Wort Gottes, das Fleisch annimmt und gehört werden will. "Schenke mir ein hörendes Herz" ist die große Bitte Salomos an Gott (1 Kön 3,9).

Dem Hören kommt meiner Erfahrung nach auch im Sakrament der Beichte ein besonderes Gewicht zu. Als Menschen spüren wir sofort, ob mir mein Gegenüber tatsächlich zuhört oder nur oberflächlich anwesend ist. Ob er sich wirklich für mich interessiert oder bloß ein äußerliches Interesse vortäuscht. Als Priester repräsentiere ich in der Heilige Beichte Jesus Christus, der alle Menschen, die zu ihm kommen, unbedingt ernst nimmt und ihnen Gehör schenkt. In der Gegenwart Jesu herrschte (und herrscht!) eine Atmosphäre des existenziellen und bedingungslosen Sein-Dürfens, die Menschen unheimlich angezogen hat und anzieht. Diese Art Jesu,

Menschen einen Raum der Freiheit zu eröffnen, fasziniert mich und ist mir besonders auch für das Sakrament der Beichte immer wieder Ansporn und Richtschnur.

So darf ich hier immer wieder erleben, wie Menschen ihre Masken fallen lassen können und die Seele in dieser natürlichen Ehrlichkeit aufleben und heilen kann. Nach der Lossprechung sind die Menschen oft sehr gelöst, frei oder erleichtert und verlassen nicht selten mit einem Lächeln oder auch mit Tränen das Beichtzimmer. In den meisten Fällen merkt man ihnen an, dass es ihnen persönlich gutgetan hat.

Hin und wieder begegnen mir als Beichtvater auch wirklich heftige und schwerwiegende Beichten, die bis in die tiefsten Bereiche der Existenz reichen. Diese Intimitäten einer fremden Person zu sagen, verlangt vom Beichtenden ein großes Maß an Überwindung und vom Beichtvater ein mindestens ebenso großes Maß an Fingerspitzengefühl. Das kann manchmal schon ziemlich herausfordernd sein. Dann aber dabei miterleben zu dürfen. dass sich das Leben eines Menschen durch die Beichte von Grund auf nachhaltig verwandelt und derjenige durch dieses Sakrament fähig wird, auch anderen Menschen, die ihm sehr Schlimmes angetan haben, zu vergeben. ist für mich unheimlich schön. Hierbei erfahre ich mich und meinen priesterlichen Dienst als ein sehr mächtiges Werkzeug Gottes (das ist der Sinn des Priesteramtes!), durch das Gott einen Menschen aufrichtet, ihm vergibt und ihn heilt. Dies durch das eigene Tun miterleben zu dürfen, ist für mich das Schönste. Erfüllendste und Sinnvollste, was ich mir vorstellen kann. Dafür lebe ich und dafür bin ich Priester geworden!

In solch heftigen Fällen die Lossprechung zu erteilen, lässt mich erschauern und ist zugleich faszinierend. Es führt mir eindrücklich das Wesen des priesterlichen Dienstes vor Augen:

ER handelt durch mich – konkret und real. Wer wäre ich, jemandem seine Schuld zu vergeben? Jesus tut es durch meine Ohren und meinen Mund.

Hierin liegt für mich eine große Freiheit, selbst nichts erzwingen zu müssen, und zugleich auch immer wieder eine kleine Übung der Demut, die Wirkmacht nicht den eigenen Fähigkeiten zuzuschreiben.

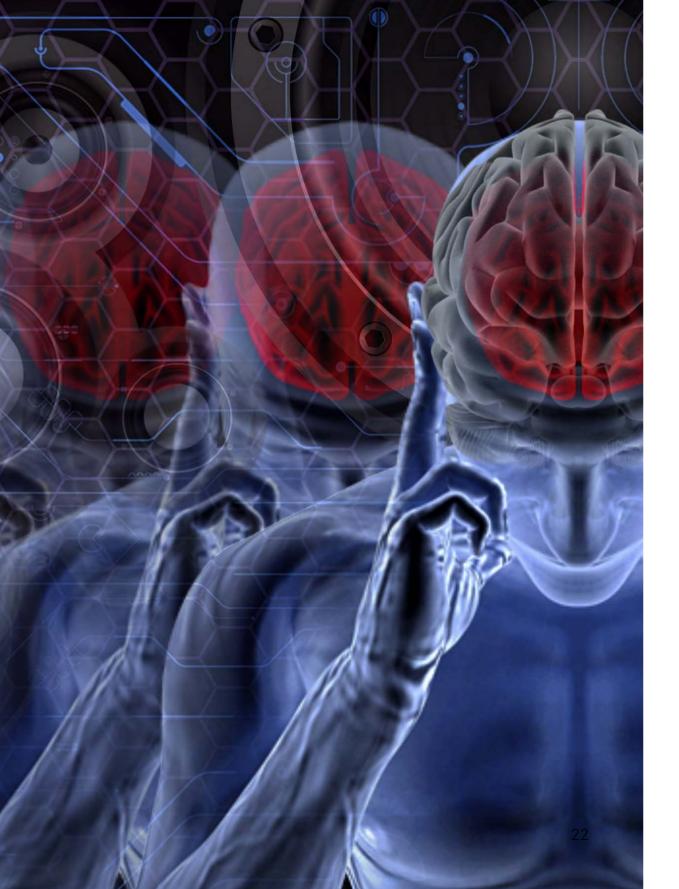
Papst Franziskus erinnert uns immer mal wieder mit einem leichten Augenzwinkern daran, dass wir Menschen zwei Ohren aber nur einen Mund haben. Für jeden Beichtvater ein guter Ratschlag.



Der Autor

Pastor Lukas Hellekes

Lukas Hellekes wurde 1988 geboren und hat in Paderborn Theologie studiert. 2017 empfing er dort die Priesterweihe. Nach fünf Jahren auf seiner ersten Stelle im Pastoralen Raum Delbrück-Hövelhof ist er seit 2022 im Nördlichen Siegerland tätig.



»Zwischentöne und Hörbilder – Eine Spurensuche zum besseren Verständnis«

Maria Elisabeth Aigner

Alles fing mit einem Pfeifton an. Er ging nicht weg, auch wenn ich mir einzureden versuchte, dass er nur vorübergehend hier sein würde. Wie ein kleiner Kobold hockte er in meinem linken Ohr. Er war stärker als ich. Ich wusste, dass es kein Entkommen gab. Dann folgten die klassischen Wege, die das Gesundheitswesen in so einem Fall vorgibt: Hausärztin, HNO-Arzt, Schädel-MRT, Neurochirurgie. Die Diagnose klingt nicht beruhigend: Tumor am Hörnerv. Operation an der sensibelsten Stelle am Körper – dort, wo die hauchdünnen Nerven sich bündeln. Die OP geht gut, der Drehschwindel vergeht rasch, die im Anschluss auftretenden Komplikationen lassen sich bewältigen.

Was bleibt? Ein taubes linkes Ohr. Vieles ist neu zu erlernen. Einohrige haben kein Richtungshören. Ich muss öfter nachfragen. Es dauert, bis ich das Telefon nicht mehr im automatisierten Reflex an das linke Ohr halte. Was bleibt, ist – vor allem in den ersten Jahren nach dem Ereignis – die Angst, dass auch das rechte Ohr erkranken könnte. Ich hüte es wie meinen Augapfel. Eines Tages beobachte ich in einem Café zwei junge Frauen, die sich in der Taubstummensprache unterhalten. Was, wenn ich irgendwann gar nichts mehr höre? Was geschieht mit mir, wenn die Außenwelt verstummt und kein Laut mehr zu mir hindurchdringt?

Dem Hören nach ...

Über das Sehen und Hören gelangt die Außenwelt in den Kopf und in unsere Existenz.

Sinnesorgane enthalten Zellen, die Reize aufnehmen können. Diese Reize werden wiederum über die Nervenbahnen weitergeleitet. Sinne bewirken Wahrnehmungen, die im Gehirn entstehen. Sie tragen dazu bei, dass sich Veränderungen der Umwelt außerhalb und innerhalb des Körpers abbilden.

Das Hören und das Sehen sind zwei verschiedene Arten und Weisen, sich mit der Welt in Verbindung zu setzen. Das Sehen gilt als der dominante Sinn. Er gibt bei der Wahrnehmung des Menschen den Ton an. Bilder und ihre Farben sowie Formen, die vielleicht noch dazu in Bewegung sind, gelangen in hoher Geschwindigkeit in unser Gehirn. Dabei wird das, was wir sehen, von uns sehr unterschiedlich gewertet – je nachdem, wie die Situation ist und mit welchen Vorerfahrungen sich das Gesehene verknüpft.

Menschen, die blind sind oder im Laufe ihres Lebens erblinden, finden einen völlig anderen Zugang zur Welt. Ihre Hörleistung wird von sensiblen Wahrnehmungsantennen bestimmt, die Stimmungen, Gefühle, Emotionen in einer hohen Intensität aufzufangen vermögen. Das Ohr ist das erste Sinnesorgan des werdenden Menschen und es geht als Letztes. Bevor wir sterben, wird zuallerletzt das Hören abgeschaltet. Die Welt kommt über unser Gehör in sehr diffizilen Nuancen zu uns. Über Schall und Schwingungen lassen sich viele Informationen filtern. Dabei spielen auch Emotionen eine große Rolle. Der Verlust des Gehörs stößt einen Menschen in einem ersten Schritt in die Isolation. Der Kontakt zur Außenwelt wird dumpf und still. Es handelt sich um eine sehr intensive Form des Zurückgeworfen-Seins auf sich selbst.

Hör auf ...! Kommunikationsprozesse und deren Sackgassen

Für die Kommunikation – also die wechselseitige Interaktion zwischen Mensch und Umwelt – ist die Sinneswahrnehmung zentral. Zum Hören und Sehen gehören auch das Tasten, Schmecken und Riechen dazu. Kinder entwickeln sich nur über die Förderung ihrer Fähigkeit, die Umwelt über die Sinnesorgane wahrzunehmen. In der Regel treten im Erwachsenenalter vor allem die Fähigkeiten zu hören, zu tasten, zu schmecken und zu riechen in den Hintergrund. Die digitalisierte Welt dominiert den beruflichen Alltag, die mediale Bilderflut das Leben zwischen Job, privatem und gesellschaftlichem Zusammensein, Freizeit und Erholung.

Dem Hören kommt gerade in zwischenmenschlichen Kommunikationsformen eine zentrale Bedeutung zu.

Der Psychologe Friedemann Schulz von Thun hat in seinen Arbeiten zur Psychologie der zwischenmenschlichen Kommunikation unter anderem darauf hingewiesen, dass für die Klarheit in kommunikativen Prozessen vier Aspekte ausschlaggebend sind. Demnach hat eine Nachricht, die von einem Sender / einer Senderin an einen Empfänger / eine Empfängerin gesendet wird, immer eine Sach- und eine Beziehungsebene, aber auch einen Selbstoffenbarungs- und einen Appellaspekt. Schulz von Thun geht davon aus, dass in ein und derselben Nachricht immer viele Botschaften gleichzeitig enthalten sind. Das Gegenüber ist somit mit einem ganzen Message-Bündel konfrontiert, auf das es reagieren muss. Es ist augenscheinlich, dass allein darin schon genug Verwirrung liegt. Der Autor verdeutlicht in seinem allseits bekannten und mittlerweile innerhalb der Kommunikationspsychologie sehr etablierten Modell, dass der Sachinhalt häufig von den anderen Aspekten überlagert wird. Daraus entstehen

»Wer einen Inhalt transportieren will, signalisiert zugleich auch, was er vom Gegenüber hält und wie er zu ihm steht.«

Missverständnisse. Wer einen Inhalt transportieren will, signalisiert zugleich auch, was er vom Gegenüber hält und wie er zu ihm steht. Zugleich gibt der Sender / die Senderin durch den übermittelten Inhalt zu verstehen, was er/sie von sich preisgeben möchte und wozu er/sie das Gegenüber veranlassen möchte. Das so konstruierte "Vier-Ohren-Modell" veranschaulicht sehr eindrücklich, dass zwischenmenschliche Kommunikation nicht nur mit dem Sinnesorgan des Hörens zu tun hat, sondern eben auch von vielen anderen Sinneseindrücke bestimmt wird. Das Problem dabei ist, dass wir diese Sinnesreize nicht immer bewusst ein- und zuordnen können. sondern dass sie von unserem Verhaltensrepertoire, das wir uns durch unsere Erziehung hindurch angeeignet haben, beeinflusst werden. Das Modell ist deshalb so hilfreich, weil es die subtil verstrickten Botschaften in klare Einzelaspekte aufzudröseln vermag, die sich analysieren und bearbeiten lassen. Es verdeutlicht zudem, wie das Prinzip von Übertragung und Gegenübertragung funktioniert. In diesem, von Sigmund Freud entwickelten Konzept wird davon ausgegangen, dass wir in kommunikativen Situationen immer wieder Bilder in das Gegenüber projizieren. Dieser Vorgang geschieht in der Regel unbewusst und löst auch beim Gegenüber eine entsprechende Gegenreaktion aus, die womöglich mit der Intention des Senders / der Senderin kaum etwas zu tun hat. Therapeutische Prozesse können helfen, diese Projektionen zu entlarven, und den Beteiligten Mittel zur Verfügung stellen, die das Auflösen der Bilder möglich machen. Wenn das gelingt, wird die Kommunikation frei und klar. Die Beziehung gewinnt an Vertrauen und Verlässlichkeit.

Hören, reden, schweigen ... – und die Bedeutung des Kontextes

Die größte Schwierigkeit in der zwischenmenschlichen Kommunikation besteht darin, dass Menschen eher sehen und hören, was sein sollte, gewesen ist oder erst sein wird. anstatt dass sie das wahrnehmen, was im Moment wirklich da ist. Echte und authentische Kommunikation verlangt von den Partner:innen, zu ihren Gefühlen zu stehen und davon zu sprechen, was sie wirklich denken und empfinden. Weil wir Angst haben vor den Erwartungen anderer, täuschen wir etwas vor, warten auf die Erlaubnis des Gegenübers, zu handeln, anstatt um das zu bitten, was wir benötigen. Kommunikation gelingt dann, wenn Menschen innerlich frei sind und Verantwortung für ihr Tun übernehmen. Das inkludiert Risiken einzugehen und auch etwas Neues, Ungewohntes zu wagen.

Im Rahmen psychologischer Studien und psychotherapeutischer Prozesse wird immer wieder versucht zu verstehen, wie es zu Persönlichkeitsstörungen und Konflikten kommt. Dabei lässt sich entdecken, dass die Ursache dafür häufig in der zwischenmenschlichen Kommunikation liegt. Virginia Satir, US-amerikanische Psychotherapeutin und Mitbegründerin der Familientherapie, hat in ihren therapeutischen Arbeiten herausgefunden, dass zu einem kommunikativen Prozess nie nur zwei Menschen gehören, sondern immer ein ganzer Kontext.² Die eigene Herkunftsfamilie, Raum, Zeit, Kultur und aktuelle Situation beeinflussen das Geschehen in einer ganz bestimmten Art und Weise. Wenn nicht gehört wird, was ich sage, wenn es zu Missverständnissen, Unmut und Konflikten kommt, lohnt es sich, zu diagnostischen Hilfsmitteln zu greifen.

Satir entwickelt dazu ein Kommunikationsmodell, dass vier, sich negativ auswirkende Kommunikationsweisen kennt. Sie kreiert die Person, die beschwichtigt (placating), jene, die anklagt (blaming), jene, die rationalisiert (computing) und jene, die ablenkt (distracting). Beschwichtiger:innen legen immer eine versöhnliche, besänftigende Haltung an den

Tag. Ihre Lebensgrundhaltung besteht darin, sich für andere aufzuopfern. Sie nehmen sich selbst kaum wahr, fühlen sich hilflos und erwarten von anderen Stabilität und Sicherheit. Dieser Typus nimmt nur den Anderen / die Andere wahr, nicht jedoch sich selbst oder den Kontext. Ankläger:innen hingegen klagen an, fordern, beschuldigen, lehnen ab und unterbrechen ihr Gegenüber ständig. Ihr Lebensmotto lautet: "Angriff ist die beste Verteidigung!" Solche Personen fühlen sich nicht gehört, unverstanden, ungerecht behandelt, erfolglos und einsam. In ihnen wohnt

ein tiefer Schmerz und ein tiefes Misstrauen. Sie nehmen nur sich selbst wahr, nicht jedoch das Gegenüber oder den Kontext. Rationalisierer:innen wiederum sind intellektuelle, vernünftige Personen, die erklären, begründen und rechtfertigen. Es ist ihnen wichtig, zwischen Richtig und Falsch zu unterscheiden. Sie versuchen, alles mit Sachverstand zu erklären, und trachten da-

nach, die Welt zu bewältigen, indem sie nachdenken und differenzierte Begründungen für bestimmte Phänomene finden. Selbstwert wird durch Leistung geschaffen. Der Körper ist bei der rationalisierenden Person meist unbewegt und angespannt, die Stimme stets monoton. Im Fokus liegt der Kontext, die Sache. Zu sich selbst oder zum Gegenüber hat dieser Typus keinen Kontakt. Die vierte Kommunikationsform hat mit Ablenkung zu tun. Es handelt sich um den irrelevanten Typ - die Clowns, die auftauchen und schon wieder verschwunden sind. Diese Personen weichen häufig aus, wechseln ständig das Thema, irritieren, meiden alles Konkrete. Sie gelten als besonders gefährdet, da sie weder mit sich, noch mit ihrem Gegenüber, noch mit dem Kontext in Kontakt sind.

Diese vier Arten und Weisen zu kommunizieren sind in jedem System zu finden. Meist werden sie zunächst negativ und belastend erlebt. Durch entwicklungsorientiertes, systemisches Arbeiten, das den gesamten Kontext miteinbezieht, verwandeln sich die mit den verschiedenen Typen einhergehenden Persönlichkeitsanteile in Ressourcen. Die vormals negativ anmutenden Kommunikationsformen werden neu gerahmt (reframing) und können sich miteinander verbunden als Potenzial entfalten. Dann wird erkennbar, dass zu beschwichtigen ein Versuch sein kann, gegenseitiges Verständnis und Harmonie wiederherzustellen. Die Stärke der Beschwichtiger:innen liegt in ihrer Hingabe und

»Durch entwicklungs-

orientiertes, systemisches

Arbeiten [...] verwandeln

sich die mit den verschie-

denen Typen einhergehen-

den Persönlichkeitsanteile

in Ressourcen.«

ihrer Fähigkeit, Nähe und Kontakt zu ermöglichen. Ankläger:innen haben oft einen sehr guten Überblick über eine bestimmte Situation. Nicht selten können sie die aktuellen Konfliktträger:innen ziemlich gut entlarven. Sie verbalisieren, was ohnedies im Raum ist. Rationalisier:innen

hingegen versuchen, das meistens hochemotionale Geschehen auf eine Metaebene zu heben, um logische Lösungen zu schaffen. Sie haben den Durchblick, sind zielstrebig und können oft gut in Vermittlungspositionen agieren. Jene, die ständig ablenken, sind hingegen als Symptomträger:innen wertvolle Zeug:innen dafür, dass im System etwas nicht stimmt. In ihnen schlummert die Fähigkeit zur Leichtigkeit und Unbeschwertheit.

Virginia Satir wird nicht müde zu betonen, dass diese Schemata plakativ und karikierende Darstellungsformen jener Anteile sind, die in uns allen wohnen. Das Ziel ist, eine kongruente Kommunikationsform zu entwickeln, bei der auf sämtlichen Kanälen und Ebenen übereinstimmende Botschaften gesendet werden können. Eine solche Form signalisiert, dass auf alle Wahrnehmungsbereiche zugegriffen werden kann, dass ein Gegenwartsbezug gegeben ist und dass Diskrepanzen

und Unstimmigkeiten wahrgenommen und angesprochen werden können. Möglich wird eine kongruente Art und Weise der Kommunikation, wenn der Kontakt zu sich selbst, zu den Anderen und zum Kontext hergestellt ist. Dann bedeutet unser Hören zugleich sehen und fühlen. Das heißt, dass die Wahrnehmung auf mich selbst wie auf das Gegenüber und den Kontext, der uns umgibt, ausgerichtet ist.

Dem Klang lauschen

Vom Hörensagen wissen wir, dass Hörvermögen auch mit der Fähigkeit, Stille wahrzunehmen und auszuhalten, zu tun hat. Hören ist ein passiver, aber auch ein aktiver Handlungsakt. Die Augen lassen sich schließen, wenn die Reizüberflutung zu übermächtig wird. Unsere Ohren können wir mit den Händen zuhalten oder sie verstöpseln – dennoch dringt meistens doch irgendein Geräusch zu uns durch. Wenn wir in uns hineinhorchen, hören wir unseren Herzschlag, das Glucksen im Darm, den Atem, wie er in uns hineinströmt und uns wieder verlässt. Hören verbindet uns mit unserem Selbst, unserem

Hiersein, aber auch mit den Menschen um uns herum und mit unserer Umwelt. Hören führt über die Welt in das Universum – es verbindet uns in unserer Vorstellungskraft mit dem Sein jenseits der Erde. Der Sinn, der als Erstes in unser Leben tritt und in seinem Zerfall als Letztes vergeht, berührt jenen Klang, der allumfassend das Dasein auf dieser Erde prägt.

Hören, reden, schweigen, dem Klang der Welt lauschen bedeutet, zu wissen, dass es das Leben nur in Beziehung gibt. Beziehung stiftet Sinn. Beziehung ist eine grundlegende Kategorie des Menschseins, die sich im Unterbewussten gestaltet. Wer sich in therapeutischen, begleitenden, seelsorglichen Prozessen auf Menschen und ihre Konflikte in einer umfassenden Art und Weise hörend einlässt. generiert ein reflektiertes, zielgerichtetes Handeln. Unser Sein ist ein Sein in Beziehung. Es kann nur gedacht werden in Verbindung miteinander und auch im Angewiesensein aufeinander. In-sich-Hineinhorchen und Aufeinander-Hören bedingen sich gegenseitig und führen uns zum Klang der Welt.



Die Autorin

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Maria Elisabeth Aigner

Maria Elisabeth Aigner arbeitet wissenschaftlich als Praktische Theologin an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz und leitet dort die Abteilung für Pastoralpsychologie. In ihrer Funktion als Vorsitzende des Arbeitskreises für Gleichbehandlungsfragen an der Universität Graz engagiert sie sich ehrenamtlich in den Bereichen Diskriminierungsschutz, Frauenförderung und Gleichbehandlung. Als Lebensund Sozialberaterin und Bibliolog- und Bibliodramatrainerin ist sie international in unterschiedlichen Kontexten tätig.

27

¹ Vgl. Schulz von Thun, Friedemann, Miteinander reden 1: Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation, Reinbek bei Hamburg 1997.

² Vgl. Satir, Virginia, Selbstwert und Kommunikation. Familientherapie für Berater und zur Selbsthilfe (Leben lernen, Bd. 18), Stuttgart ¹⁵2002.

»Deshalb ist das erste Hören, das neu zu entdecken ist, wenn man eine echte Kommunikation sucht, das Hören auf sich selbst, auf die eigenen wahren Bedürfnisse.«

BOTSCHAFT ZUM 56. WELTTAG DER SOZIALEN KOMMUNIKATIONSMITTEL | PAPST FRANZISKUS

»Wieso ein
Spielsüchtiger,
eine Partyqueen
oder ein Soldat
die besten
Vorbilder im
Glauben sind«

Tobias Sauer

Dass Martin von Tours (bekannt aus zahlreichen Sankt-Martins-Darstellungen) Soldat war, ist wahrscheinlich jedem geläufig. Aber wusstest Du, dass der Begründer der modernen Caritas, Vinzenz von Paul, spielsüchtig war und floh, als seine Gläubiger:innen ihr Geld eintreiben wollten? Dabei wurde er von Pirat:innen gefangen genommen und musste als Sklave auf deren Schiff arbeiten. Oder kennst Du Angela von Foligno? Wenn Du zu ihrer Zeit gelebt hättest, hättest Du sie bestimmt gekannt. Denn sie war eine Meisterin darin, Partys zu schmeißen – bis zu dem Tag, als sie eine Predigt hörte und zu einer der bedeutendsten Mystiker:innen der Franziskaner:innen wurde.

Geschichten wie von Martin, Vinzenz und Angela gibt es zuhauf. Sie alle wurden heiliggesprochen. Es sind also Geschichten von Heiligen. Und genau diese Geschichten erzähle ich zusammen mit der Illustratorin Tiffany J. Maaßen seit Mai 2020 auf Instagram unter dem Account @eswarnichtimmereinfach. In über 100 Beiträgen haben wir dort die Geschichten von Heiligen zusammengestellt und sie zudem in drei Büchern herausgegeben. Der Name ist dabei Leitmotiv: Es war nicht immer einfach.

Der Account und die Bücher funktionieren, gerade auch bei einer jüngeren Zielgruppe – und das, obwohl Heiligengeschichten fast das katholischste sind, das ich mir vorstellen kann. Das Ganze ist nicht niederschwellig oder besonders implizit in seiner religiösen Ausrichtung. Im Gegenteil: Es stellt die Heiligen in den Fokus. Es funktioniert, weil die Grenze der Aufmerksamkeit nicht zwischen niederschwellig und explizit verläuft, sondern zwischen relevant und irrelevant.

Die Relevanz von Heiligengeschichten kommt meiner Meinung nach daher, dass sie Antwort geben auf die Frage: Wie sieht ein Leben mit Gott aus? Und zwar eine Antwort, die sich nicht von einem perfekten Bild ableitet, sondern von realen Geschichten, die zwischen den Menschen, die sich zwischen Gott und der Welt zugetragen haben. Obwohl wir in unserer katholischen Tradition wissen, dass es eine große Bandbreite von Spiritualität und an Möglichkeiten zur Gotteserfahrung gibt, sind die Bilder, die wir von einem heiligen Leben zeichnen, oft sehr monothematisch: Ehelosigkeit oder Ehe, Kinder, tugendhaft ohne Verfehlungen, reiches Gebetsleben und eine gewisse Weltüberlegenheit. Dieser Blick auf heiliges Leben hat auch die Erzählungen von Heiligenlegenden geprägt, ohne dabei genauer auf das zu hören, was das Leben der Heiligen wirklich erzählt.

Heilige kommen vor allem aus der katholischen, orthodoxen und anglikanischen Tradition. Entgegen weitverbreiteter Meinung kennt auch die protestantische Tradition Heilige. Nur stehen diese nicht besonders im Mittelpunkt der Glaubenspraxis.

Um den Sinn und Zweck von Heiligkeit zu verstehen, braucht es einen kleinen Exkurs zu den Quellen unserer Erkenntnis über Gott. Denn das Christentum ist keine Buch-. sondern eine Offenbarungsreligion. Alles, was wir von Gott wissen, wissen wir ausschließlich dadurch, dass Gott selbst sich uns offenbart. Und alles, was wir als Menschen wahrnehmen. ist subjektiv. 1 Wir haben keinen objektiven Sinn. Daraus folgt, das alles, was wir (über Gott) wissen, subjektiv gefärbt ist. Diese subjektiven Glaubenserfahrungen von Menschen sind die Basis für systematische Reflexion innerhalb der Theologie. Diese betreibt eine Limesbildung an die Wahrheit, indem sie seit Jahrhunderten versucht, die roten Fäden in der Offenbarung zu finden – immer mit dem Wissen, dass jedes Reden über Gott von einer größeren Unähnlichkeit als Ähnlichkeit geprägt ist. Das Hören auf die Offenbarung - also auf das, was Gott von sich mitteilt - ist essenzielles Fundament für die christlichen Kirchen.

Dabei ändert sich nicht, was Gott sagt, sondern wie wir es verstehen können. Begriffe wie Gerechtigkeit, Frieden und Gleichberechtigung haben wir zum Beispiel gesamtgesellschaftlich vor 30 Jahren noch anders verstanden als heute. Deswegen ist in der katholischen Tradition nicht allein die Heilige Schrift relevant, sondern eben auch die Tradition. Und genau an diesem Punkt werden die Geschichten von Heiligen relevant. Sie erzählen nahtlos weiter, wo die Kanonisierung der Heiligen Schrift abgeschlossen war, beginnt ihre Ausbuchstabierung dieser Botschaft und geben bis heute den Beweis dafür, dass Gott existiert und es weiterhin ernst

»Die Relevanz von Heiligengeschichten kommt [...] daher, dass sie Antwort geben auf die Frage: Wie sieht ein Leben mit Gott aus? Und zwar eine Antwort, die sich nicht von einem perfekten Bild ableitet, sondern von realen Geschichten ... « mit uns meint. Die katholische Kirche erhebt einen Menschen in den Heiligenstand, weil sie zu der Überzeugung gekommen ist, dass bei dessen Leben deutlich wurde, dass Gott wirkt.

Umso spannender ist es also, genau diese Geschichten zu erzählen. Und zwar so, wie sie waren: nicht einfach, mit Höhen und Tiefen – und vor allen Dingen als ein Ringen mit der eigenen Berufung. Wenn wir Geschichten von Heiligen erzählen, dann machen wir dies, um zu zeigen, wie vielfältig Glaubensleben ist. Es ist eben nicht nur der/die fromme Beter:in oder Asket:in, sondern auch der Spielsüchtige

(Vinzenz von Paul), die Selbstzweifelnde (Theresa von Ávila), die Partyqueen (Angela von Foligno) oder der Soldat (Martin von Tours).

Und weil wir wissen, dass Gott zu jedem Menschen spricht und nicht nur zu den Katholik:innen, erweitern wir die Erzählungen auch um die Menschen, die ebenfalls um ihre Berufung gerungen haben, darauf vertrauten, was sie hörten, und mit ihrem Handeln Vorbild waren. So wie Audrey Hepburn, Martin Luther King, Dietrich Bonhoeffer, Emily Davison oder auch Qiu Jin und viele weitere spannende Persönlichkeiten.

Der Instagram-Kanal @eswarnichtimmereinfach erzählt Geschichten aus dem Leben der Heiligen. Dabei geht es nicht darum, zu glorifizieren, sondern über das Ringen für das Gute zu schreiben.



Der Autor

Tobias Sauer

Tobias Sauer ist katholischer Theologe und strategischer Kommunikationsberater. Seit 2017 initiiert, berät und begleitet er mit seinem Medienunternehmen "ruach.jetzt" Projekte rund um die Themen Glaubenskommunikation, Verkündigung, Marketing, Digitalisierung und Theologie.

¹ Vgl. Rahner, Karl, Hörer des Wortes, München 1963, S. 131.



27. SEPTEMBER – VINZENZ VON PAUL

Ich war das dritte von sechs Kindern. Meine Eltern verdienten ihr Geld als Bauern. Wir lebten nicht schlecht, doch ihnen war es wichtig, dass einer von uns Karriere machte. Ich schien ihnen dafür am geeignetsten. Keine Ahnung wieso. Vielleicht war ich ehrgeizig. Vielleicht aber auch nur am wenigsten zu gebrauchen. Mit 14 Jahren begann ich meine Ausbildung zum Priester, mit 16 mein Studium der Theologie in Toulouse und mit 19 war ich bereit, meine erste Pfarrstelle anzutreten.

Doch es gab viele Priester und die Pfarrstellen waren sehr beliebt. Denn mit einer solchen Stelle hatte man Ruhm, Ehre und ausgesorgt. Um einen Vorteil gegenüber den anderen Konkurrenten zu haben, unternahm ich eine Wallfahrt zu den sieben Pilgerkirchen in Rom. Sie sollten alle wissen, dass ich nicht nur schlau, sondern auch fromm war. Die Stelle bekam ich nicht.

Deswegen schlug ich mich mit geliehenem Geld und Minijobs durch den Alltag. Doch meine Schulden konnte ich nie zurückzahlen und musste fliehen. Auf der Flucht fingen mich Pirat:innen ein und verkauften mich als Sklaven nach Tunis. Erst war ich bei einem Fischer, dann bei einem Alchemisten und schließlich bei einem ehemaligen, nicht mehr glaubenden Franziskaner. Er haderte mit den Religionen. Wir verstanden uns gut. Er war es auch, der mir half, über das Meer zurück nach Paris zu fliehen.

Ich war 27, als ich endlich eine Pfarrstelle bekam. Ich lebte in Gemeinschaft mit anderen Priestern und lernte die gegenseitige Freundschaft und Unterstützung schätzen. Egal wer in Not war: die Gemeinschaft stützte. Auf den vielen Pfarrstellen, die ich in den nächsten Jahren erhielt, sah ich immer wieder dasselbe: Armut auf der einen Seite und fromme Übungen auf der anderen. Es fehlte die Tat als Verbindung zu dem, was wir beteten. Über die nächsten Jahre hin gründete ich Gemeinschaften, in denen die Menschen ganz praktisch als Christ:innen lebten, indem sie in Gemeinschaft für die Armen da waren. Statt Gebetszeiten festzusetzen, schulte ich Gründungen und Projekten half mir Luise von Marillac. Ohne sie wäre mein Name heute nicht so groß.

Am 27. September 1660 starb ich, Vinzenz von Paul, in Paris. Ich gelte als Begründer der modernen Caritas.

11. NOVEMBER – MARTIN VON TOURS

Mein Vater wusste, wie man Karriere macht. So war er selbst im Militär. Und obwohl er Heide war, erkannte er früh, dass es für seinen Sohn sinnvoller ist, Christ zu sein. So wurde ich mit 10 Jahren bereits Teil der Taufbewerber. Mich faszinierte vor allem das Minimale, wie es die Mönche lebten. Doch mein Vater setzte nie nur auf ein Pferd. Deswegen drängte er mich dazu, mich für das Militär zu verpflichten. Im Alter von 15 Jahren gehörte ich zur Leibwache Konstantins II.

Ich hatte es gut und sah viel vom Land. Dabei war das Leben, das ich lebte, so weit weg von dem, was mich faszinierte. Immer wenn wir in eine Stadt kamen, waren wir etwas Besonderes. Wir saßen auf einem hohen Ross, die Menschen schauten zu uns auf. Mir gefiel das. Ich hinterfragte es nicht. Bis zu dem Tag im Winter, als ich nur einen kurzen Ausritt außerhalb der Stadt machen wollte. Doch so schaffte ich es zurück zum Tor. Ich wollte halb von Schnee bedeckt und nicht viel älter als ich. Ich stieg ab. Fühlte. Er war kalt. Der Atem schon schwach. Ich zerschnitt den Mantel, der mich warmhielt, und wickelte den die Stadt. Ich sorgte für einen warmen Platz am Feuer und etwas zu essen. Als ich wusste,

dass er versorgt war, machte ich mich auf den Weg zurück zur Kaserne.

Der Anblick des Jungen im Schnee ließ mich nicht los. Ich träumte von ihm. Ich träumte von dem, was mich eigentlich an den Christ:innen faszinierte: die Nächstenliebe. Ich musste etwas ändern und bat am nächsten Morgen um die Entlassung aus dem Militärdienst. Denn ich wollte nicht mehr für den Machterhalt des Kaisers kämpfen, sondern für die Werte und Überzeugungen des Christentums. Der Wunsch wurde mir immer wieder verweigert.

Ich ließ mich taufen und hörte auf zu kämpfen. Trotzdem leistete ich noch die ganzen 25 Dienstjahre ab, bis ich regulär entlassen wurde. Ich wünschte mir nichts sehnlicher als die Einsamkeit mit Gott. Doch die Menschen sahen in mir ein Vorbild. Folgten mir. Wollten wissen, was in mir brennt. Ich hatte eine neue Mission. Ich bekehrte andere zum Christentum, wie ich gelernt hatte, zu erobern. Altes brannte ich nieder und baute neue Klöster und Kirchen. Bischof wollte ich nie werden. Doch selbst die Gänse drängten mich dazu. So nahm ich auch diese Aufgabe an

397 starb ich, Martin von Tours. Ich wollte allein sein und war dabei stets für andere da.





4. JANUAR – O ANGELA VON FOLIGNO

Nichts konnte mich aufhalten. Ich war dafür bekannt, die besten Partys zu starten und bis zum Schluss zu bleiben. Es gab nichts, was man sich vorstellen kann, was nicht auf diesen Feiern passierte. Keine Ausnahme. Es war gut, so exzessiv leben zu können, denn das zerstreute die Langeweile. Mein ganzes Leben ging das schon so: Ich wurde in Reichtum geboren, ich langweilte mich mit Reichtum, ich ließ alles durch Reichtum eskalieren. Seit meinem 20. Lebensjahr war ich verheiratet. Unsere Ehe hielt, aber war nie exklusiv.

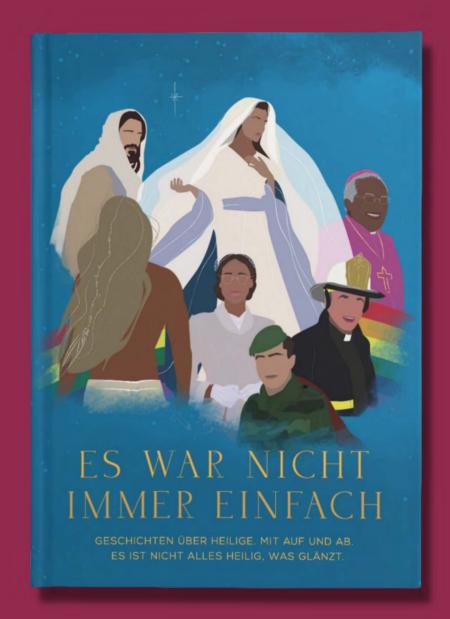
Ich liebte unser Leben. Doch mit jedem Jahr, das die Kinder älter wurden, nahmen sie auch mehr und mehr unser Leben an. Selbst im Rausch, bemerkte ich die zerstörerische Kraft nicht. Doch einem meiner Kinder dabei zuzusehen, wie es die Kontrolle über den Körper verliert, öffnete mir die Augen. Ich wollte alles ändern. Aber der Ring aus Rausch, Sex und noch mehr von all dem war so eng um uns geschnürt, dass er meine Familie und mich nicht losließ.

Mehrmals versuchte ich es, doch nie gelang es mir, sie davon zu überzeugen, aufzuhören. Und alleine hatte ich nicht die Kraft, allem zu widersagen. Ich wollte doch auch im Kreis meiner Familie bleiben. Sie waren mir ja das Liebste. Um etwas Abstand zu gewinnen und den Kopf klar zu bekommen, unternahm ich eine Pilgerreise nach Assisi.

Ich weiß nicht mehr genau, wie es kam. Doch in Assisi wurde mir klar: Gott liebt mich so oder so. Egal, ob ich aufhöre oder weitermache. Und auf einmal kam mir mein Streben nach noch mehr, lächerlicher vor. Als ob ich mir immer wieder selbst beweisen müsste, dass ich es noch kann. Dass ich noch lebe. Und dabei war das Einzige, was mich am Leben hinderte, der Rausch, der mich nicht klar sehen ließ.

Auf der Rückreise war ich aufgeregt: Ich wollte meinem Mann davon erzählen. Wollte neustarten. Doch als ich Zuhause ankam, sah ich die Überreste einer Feier und meine Familie, Schaum vor dem Mund, tot in der Ecke liegend. Geschockt verkaufte ich alles, was ich hatte, und trat den Franziskanerinnen bei. Für meinen Neustart war ich nun selbst verantwortlich.

Am 4. Januar 1309 starb ich, Angela von Foligno. Gott ist da, ohne dass ich bittend oder auch nur wünschend gerufen habe.



Die Geschichten von

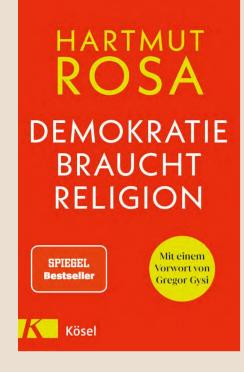
© eswarnichtimmereinfach
sind bereits in 3 Bänden erschienen:

Band 1 - ISBN: 978-3-949617-10-2

Band 2 - ISBN: 978-3-949617-24-9 Band 3 - ISBN: 978-3-949617-34-8 | je 25€

Des Weiteren gibt es die Motive als Postkarten (A6) und Impulskarten mit Text (A5) für unterschiedliche Anwendungen im pastoralen Kontext.

Erhältlich auf: https://store.ruach.jetzt



Die Lektüre eines kleinen Büchleins hat mich zum Nachdenken über unsere heutige Rolle als Kirche angeregt. Denn die Krisendiagnosen in unserer Gesellschaft sind zahlreich – und je nach politischer Provenienz stehen unterschiedliche Phänomene im Vordergrund.

Der in Jena lehrende Soziologe Hartmut Rosa sieht besonders das stete Verlangen nach Wachstum und die damit einhergehende kollektive gesellschaftliche Überforderung als Problem und fragt in einer kleinen aktuellen Publikation nach Ort und Rolle der Religion und konkret der institutionellen Kirchen. Hat Kirche angesichts aller inneren Krisen und Konflikte und angesichts der Skandale der letzten Jahre überhaupt noch eine gesellschaftliche Bedeutung? Der Titel des Büchleins, hervorgegangen aus einem Vortrag beim Würzburger Diözesanempfang 2022, gibt schon eine klare Antwort: "Demokratie braucht Religion".

Nicht das eigene Selbstverständnis der Kirchen stellt Rosa dabei ins Zentrum seiner Überlegungen, sondern die Frage nach der möglichen Funktion von Kirche von der Gesellschaft her gesehen. Diese Perspektive bricht aus binnenkirchlicher Logik aus und bedient nicht alle theologischen Motive, die von den Kirchen selbst als primär gehandelt werden. Das ist sehr erfrischend und herausfordernd, besonders wenn der Autor dann doch ein biblisches Zitat ins Zentrum seiner Ausführungen stellt.

"Gib mir ein hörendes Herz" war das für die Diözese Würzburg ausgerufene Jahresmotto 2022, fußend auf der Bitte des Königs Salomo in 1 Kön 3,9, und der Satz, aus dem der Soziologe einen gesellschaftlichen Mehrwert der Kirchen herausschält. Denn der Beschleunigungsdruck erzeugt ein "Aggressionsverhältnis zur Welt, das aus dem permanenten Steigerungszwang kommt, der überhaupt kein Ende hat, weil es nie befriedet werden kann, [dieses] übersetzt sich auch in die Politik und es übersetzt sich in die individuelle Lebensführung."

Die dadurch entstehende Polarisierung in öffentlichen und privaten Diskursen erleben wir in der Kirche ebenso wie im familiären Raum. Es braucht in den gesellschaftlichen Krisen unserer Zeit, so Rosas These, also nicht noch mehr Wachstum, Druck und damit Unzufriedenheit und Aggression, sondern eine andere Form der Weltbeziehung. Denn "Demokratie funktioniert im Aggressionsmodus nicht", vielmehr braucht es das schon genannte "hörende Herz".

Mit seinem Lösungsvorschlag schließt der Soziologe in gewisser Weise an das berühmt gewordene Diktum des Rechtswissenschaftlers Ernst-Wolfgang Böckenförde an, der befand, dass ein moderner freiheitlicher Staat von Voraussetzungen lebt, die er selbst nicht schaffen oder garantieren kann. Hartmut Rosa: "Demokratie bedarf eines hörenden Herzens, sonst funktioniert sie nicht. Ein solches hörendes Herz fällt aber nicht vom Himmel, überhaupt ist diese Haltung in einer Aggressionsgesellschaft besonders schwer einzunehmen. Meine heute zu vertretende These

lautet, dass es insbesondere die Kirchen sind, die über Narrationen, über ein kognitives Reservoir verfügen, über Riten und Praktiken, über Räume, in denen ein hörendes Herz eingeübt und vielleicht auch erfahren werden kann."³

Das sonst oftmals spirituell und religiös gedeutete Motiv des hörenden Herzens gewinnt also eine gesellschaftliche Relevanz. Für Rosa ist das die Voraussetzung für ein alternatives Resonanzverhältnis zur Welt, welches Menschen aus Beschleunigung und Kosten-Nutzen-Rechnungen herausreißt.

Religionen und Kirchen bekommen unter dieser Prämisse eine Relevanz zugesprochen, die ihnen häufig gar nicht recht bewusst sein dürfte. Zugleich ist es eine, in meiner Wahrnehmung, zutiefst christliche Aufgabe, die zugleich einen wichtigen Dienst an der Welt darstellt.

Alles in allem ist das Büchlein für kirchlich engagierte Menschen eine äußerst spannende und horizonterweiternde Lektüre, die ich nur empfehlen kann. Ganz nebenbei ließ die Lektüre mich, erinnert an den innersten Kern meiner Berufung, ermutigter und gestärkter in meinen Arbeitsalltag gehen.

»HÖRENDE HERZEN GESUCHT« Buchrezension von René Pachmann



Der Autor

René Pachmann

1980 geboren, studierte in Erfurt und Lublin Theologie. Seit 2021 ist er Hochschulseelsorger an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). Die Frage nach der Rolle der Kirche in der Öffentlichkeit ist ihm besonders in der ostdeutschen Diaspora ein wichtiges Anliegen.

- ¹ Rosa, Hartmut, Demokratie braucht Religion. Über ein eigentümliches Resonanzverhältnis. Mit einem Vorwort von Gregor Gysi, 3. Aufl., München 2022.
- ² Ebd., 44.

⁵ Ebd., 55.



»Berufung − Plädoyer gegen ein Willkürkonzept« Abstract der Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Oliver Wintzek

Ausgehend von einer kritischen Analyse der "unhinterfragten Selbstverständlichkeiten" des kirchlichen Sprachspieles, das unter dem Begriff "Berufung" klassische Vorstellungen eines göttlichen Planes für das Leben jedes Einzelnen versammelt, nimmt Wintzek eine entscheidende theologische Weichenstellung vor: "Berufung" sei nicht als Suche nach der von außen vorgegebenen Richtung des eigenen Lebens zu verstehen, sondern als subjektiv wählbare Kategorie beschreibbar, die dem individuellen Lebensweg Sinn zusprechen könne. Das missbräuchliche Potenzial kirchlicher Rede von Berufung liege daher insbesondere in der theologischen Strategie verborgen, diesem Versuch, sein eigenes Leben in Ausrichtung auf Gott zu interpretieren, die entsprechende göttliche Legitimation zu verleihen. Solche zur theologischen Gewissheit erhobenen Glaubenssätze seien nach Wintzek jeglicher Form von kritischer Kontrolle entzogen und führten zu schmerzhaften Grenzziehungen, wie der grundsätzliche Ausschluss von Frauen zu den Weihesakramenten aufzeigen könne. Sein eigener Lösungsvorschlag richtet das Augenmerk demgegenüber ganz auf den Menschen als eigenständigen Gestalter seines Lebenskonzeptes – in der freien Bezugnahme auf Gott, dessen Existenz stets unsicher bleiben muss, der jedoch als Motiv menschlicher Sinnsuche zugleich das Ziel seiner begründeten Hoffnung ist.

Zusammenfassung von Dominik Schlauß Vollständiger Artikel: www.feinschwarz.net/berufung-plaedoyer-gegen-ein-willkuerkonzep

Berufung: Ein Willkürkonzept?

KONTROVERSES SCHREIBGESPRÄCH

Clemens Blattert SJ

Im Juni 2022 veröffentlichte Prof. Oliver Wintzek (Mainz) unter dem Titel "Berufung – Plädoyer gegen ein Willkürkonzept" seine Antrittsvorlesung auf der theologischen Feuilletonplattform feinschwarz.net. Seine Thesen riefen bei den Leserinnen und Lesern unterschiedliche Resonanz hervor: Die einen stimmen seinen Gedanken vollständig zu, andere sind durch seine Thesen beunruhigt. Dieses Echo erreichte uns und weil sich Prof. Wintzek im ersten Satz seiner Antrittsvorlesung direkt auf die Arbeit des Zentrums für Berufungspastoral (ZfB) bezieht, möchten wir den Diskurs über "Berufung" in Form einer Kontroverse weiter vertiefen. In einem theologischen Streit können manche Schätze gehoben werden. Und wir sind überzeugt, dass solche im "Konzept Berufung" verborgen sind. Als Gesprächspartnerin konnten wir Prof. Ursula Schumacher (Luzern) gewinnen.

Wir freuen uns sehr, dass Sie, Frau Professorin Schumacher, und Sie, Herr Professor Wintzek, zu dieser reflektierenden Kontroverse bereit sind. **Clemens Blattert SJ:** Frau Schumacher, Prof. Wintzek hat mit seiner Antrittsvorlesung den ersten Aufschlag gemacht, worüber würden Sie gerne mit ihm streiten?

Ursula Schumacher

Über einiges. Denn ich gehöre wohl zu der in der Einleitung zuletzt genannten Gruppe von Leser:innen, zu den "beunruhigten" – oder, noch besser gesagt: Ich habe mich bei der Lektüre des Feinschwarz-Beitrags im Sommer 2022 an manchen Stellen geärgert. Aber ich möchte den Aufschlag von Ihnen, lieber Herr Wintzek, doch vor allem als Chance sehen. Kritik, auch wenn sie sehr pointiert daherkommt, verhilft ja oft zu Klärungen. Also: Es sind im Wesentlichen drei Punkte, über die ich gerne diskutieren oder auch streiten würde, und zwar die folgenden: Ist Berufung gleich Priesterberufung? Läuft Berufungstheologie zwingend auf eine göttliche Entmündigung des Menschen hinaus (bzw. wie ist das mit Gnade und Freiheit)? Und dann bin ich nicht einverstanden mit der Annahme, dass Berufungsdenken in eine subjektiv totalitäre und unkontrollierbare Haltung hineinführt. Ganz kurz gesagt: Nach der Lektüre blieb bei mir der Eindruck zurück, dass Sie, lieber Herr Wintzek, einen komplett anderen Berufungsbegriff haben als ich.

Nun aber zum ersten Punkt: Sie diskutieren Berufung durchgängig als Priesterberufung. Diese Gleichsetzung ist leider über lange Zeit hinweg üblich gewesen und bis heute nicht völlig passé. Aber es handelt sich dabei um eine klerikalistische Engführung, die in der neueren (bedauerlicherweise eher spärlichen) theologischen Diskussion zum Berufungsbegriff als überwunden gelten kann. Und deswegen taugt dieser begriffliche Ansatz argumentativ leider nicht, um den Berufungsbegriff in Gänze zu diskreditieren. Ich verstehe Berufung als etwas, das koextensiv ist zum Christsein überhaupt – es gibt ja sogar Überlegungen, noch über einen explizit christlichen Kontext hinaus von "Berufung" zu reden.

Oliver Wintzek

Liebe Frau Schumacher, ich stimme Ihnen besonders bei einem neuralgischen Punkt zu, über den es sich lohnt Klarheit zu verschaffen: das notorisch verminte Feld von Gnade und Freiheit, bei dem man genötigt ist, die theologischen Karten auf den Tisch zu legen. Mit welchem Gottes- und Menschenverständnis bin ich unterwegs?

Doch zunächst Entwarnung: Eine klerikalistische Engführung von "Berufung" würde auf einem Missverständnis beruhen. In ironischer Weise hatte ich Folgendes formuliert: "Gott scheint es in seiner Vorabentscheidung besonders auf die Berufung zum Priestertum abgesehen zu haben, wobei man ihn irgendwie meint zusätzlich motivieren zu sollen, wenn man die genannten Gebetsmobilmachungen für bare Münze nimmt." Gleichwohl erbringt eine Universalisierung von "Berufung", die ich unter Bezugnahme auf die bewegende Sammlung von weiblichen Zeugnissen¹ anvisiert habe, für das theologische Sachproblem nichts. Es bleibt bei der Frage, ob eine subjektive Berufungszuschreibung mehr ist als eine Autosuggestion, die sich nicht als diese wahrhaben möchte.

Nun würde mich interessieren, was Sie unter "koextensiv" verstehen? Legen Sie doch bitte Ihre theologischen Karten in puncto "Gnade und Freiheit" auf den Tisch. Ich bin gespannt.

Ursula Schumacher

Sehr gern, denn Sie haben völlig recht, lieber Herr Wintzek, das ist wichtig. Also zur Gnade: Berufung hat für mich nichts mit göttlicher Bevormundung zu tun. Gottes Ruf ist kein Befehl, den ich marionettenhaft auszuführen habe. Ganz im Gegenteil: Viel eher würde ich von einer göttlichen Idee gelingenden Lebens sprechen, die zutiefst an meine Persönlichkeit, meine Geschichte, meine Prägungen anknüpft, die mich selbst also ernst nimmt. Berufung ist ein kreativer, dialogischer Prozess. Es geht darum, die Botschaft und das Vorbild Jesu Christi mit den Rahmenbedingungen eines individuellen Lebens in stimmige Resonanz zu bringen. Das ist zwar keineswegs beliebig, aber es ist auch keine Festlegung, sondern eher ein Raum, in dem Entfaltung möglich ist. Es gibt mehr als nur einen Weg, der göttlichen Berufung zu folgen, und das Thema Berufung ist ohnehin missverstanden, wenn man es auf eine Entscheidung über Beruf oder Lebensstand einengt. Eine "Universalisierung von Berufung" ist eben noch nicht da erreicht, wo man vom Frauenpriestertum spricht, sondern erst da, wo es nicht mehr nur um das Priestertum geht, sondern um eine ganz persönliche Gestalt von Christusnachfolge, um einen Lebensstil. So viel vielleicht als erste Annäherung an das Verhältnis von Berufung und Freiheit.

Auf einen Punkt in Ihrem Feinschwarz-Beitrag, lieber Herr Wintzek, möchte ich gern noch etwas genauer eingehen: Sie lehnen die Vorstellung ab, dass Freiheit und Gnade *miteinander* wachsen könnten. Man muss aber sehr genau beachten, über welche Art von Freiheit man gerade spricht. Es gibt tatsächlich eine Form von Freiheit, die proportional zur Gnade wächst: Wenn Gnade Zuwendung Gottes meint bzw. eine (natürlich immer von Gott eröffnete bzw. zuerst angebotene) Gottesbeziehung des Menschen und wenn diese Beziehung den Menschen verwandelt, dann kann man sagen: Aus Gnade erwächst eine Gestalt von Freiheit, die darin liegt, dass ein glaubender (das heißt: radikal auf Gott vertrauender) Mensch aus dem Gefühl heraus lebt, nicht tiefer fallen zu können als in die Hände Gottes. Das befreit von allen innerweltlichen Zwängen, letztlich sogar von dem Zwang, um jeden Preis das eigene Leben zu verteidigen. Dietrich Bonhoeffer, Sophie Scholl, Alfred Delp haben sich in diesem Sinn als frei erlebt, wie ihre Aufzeichnungen dokumentieren.

Oliver Wintzek

Liebe Frau Schumacher, Sie haben völlig recht, es geht um jeden Menschen, wenn es um Gott geht. Allerdings erlaube ich mir anzuschärfen: Wenn es wirklich um "meine Persönlichkeit, meine Geschichte, meine Prägungen [geht], um "eine göttliche Idee gelingenden Lebens", "die mich selbst [...] ernst nimmt", dürfte ein externes Mentoring überflüssig sein. Wir sind beide in der theologischen Sprech-Bubble eingeübt, deswegen habe ich mit solchen internalisierten Formulierungen gerechnet. Die Ansage eines göttlich initialisierten Dialogs ist fragwürdig, wenn man die dogmatischen Härten einer siegreichen göttlichen Gnade ernst nimmt. Sie sprechen von einer Nicht-Beliebigkeit (was soll dann eine göttliche Idee sein?),

die dennoch nicht festgelegt ist (also doch beliebig?), sie sei "ein Raum, in dem Entfaltung möglich ist" – doch wer entfaltet nach welchen Maßstäben, die woher kommen? Zudem fällt recht unvermittelt, es gehe um "Christusnachfolge", wo es doch um eine Universalisierung geht ... Wie dem auch sei: Wenn *ich* "nachfolge", bin ich dabei. Indes: Im Kern greifen Sie auf eine These Karl Rahners zurück, wonach Abhängigkeit von Gott und menschlicher Eigenstand im gleichen Maße wachsen; heißt: Je abhängiger ich von Gott bin, desto freier bin ich. Wer mir diesen Widerspruch erklären kann, bekommt 100 Punkte. Bonhoeffer, Scholl und Delp mögen sich so auf Gott bezogen gewusst haben – doch es war ihre *autonome* Gläubigkeit. Deswegen meine Frage: Fremdeln Sie mit Autonomie, die in gnadentheologische Watte gepackt wird? Gerne können wir hier auch über die Untiefen der theologischen Debatten streiten.

Ursula Schumacher

Das wird thematisch gerade ein bisschen unübersichtlich, lieber Herr Wintzek, Aber des Pudels Kern liegt, denke ich, im Freiheitsbegriff. Natürlich hat sich Alfred Delp frei für die Gottesbeziehung entschieden. Aber das ist ja nicht gemeint, wenn er die Erfahrung formuliert, gerade in seiner Gefängniszelle zu höchster Freiheit zu gelangen. Ich bleibe dabei: Freiheit kann man nicht nur als autonome Selbstverfügung deuten. Und Sie haben recht: Ich bin eher bei Rahners als bei Pröppers Freiheitsbegriff. Ich stimme Ihnen zwar darin zu, dass solche paradoxen Formulierungen reichlich klärungsbedürftig und insofern problematisch sind (das habe ich übrigens in meiner Dissertation auch geschrieben²). Ich glaube aber, dass wir hier letztlich nicht weiterkommen, denn genau wie Sie einen Freiheitsbegriff für selbstwidersprüchlich halten, der die eigentliche Erfüllung von Freiheit in der Gottesbeziehung sieht, so halte ich ein Konzept von Freiheit für inkonsistent, das glaubt, radikale menschliche Autonomie mit dem Bekenntnis zu Gott als Urgrund und Ziel menschlichen Daseins vereinbaren zu können. Also zurück zum Berufungsbegriff: Ich sehe nicht, dass Sie plausibel gemacht hätten, dass Berufung Entmündigung des Menschen impliziert. Weder ist ein Nein des Menschen zum Ruf Gottes ausgeschlossen, noch ist mit einem Ja schon der weitere Weg genau festgelegt. Und dem steht auch die Gnadentheologie nicht entgegen. Selbst in der Theologiegeschichte gab es ja keineswegs nur die Denkfigur, die Sie als "siegreiche Gnade" bezeichnen, wonach die Gnade den Menschen überwältigt. Es gab auch die aus heutiger Sicht angemessenere Vorstellung, dass der Mensch in Freiheit über Annahme oder Ablehnung eines Gnadenangebots entscheidet.

Oliver Wintzek

Zwei Punkte: So Sie einen Gottesbegriff vertreten, der Gott als "Urgrund und Ziel" ausmacht, ist wirkliche Autonomie in der Tat nicht möglich. Ich bin hier wohl bescheidener unterwegs und spreche von einem möglichen Gott, der indes nur ohne eine göttliche Vorgabe (woher wüssten wir jenseits unsers Hoffens von ihm?) seitens des Menschen glaubwürdig sein kann. Oder anders formuliert: Freiheit kann sich auf diesen möglichen Gott beziehen, sie ist allerdings nicht immer schon zu ihm hin unterwegs.

Zudem: Ihrer modifizierten – wenn man so will: von harten Aussagen etwa bei Augustinus gereinigten – Gnadentheologie stimme ich gerne zu. Nichts anderes habe ich formuliert, als dass ich mich in meinem Lebensentwurf ohne irgendeine Art von göttlicher Nötigung berufen kann. Allerdings kann sich bei mir diese subjektive Haltung ihres göttlichen objektiven "Gegenübers", ihres "Gnadenangebotes" nicht sicher sein. Mir scheint, dass wir uns nicht nur im Freiheitsverständnis, sondern auch im Gottesverständnis unterscheiden – erneut wohl die Frage: Rahner oder Pröpper, Gott als Voraussetzung oder als Möglichkeit?

Ursula Schumacher

Sie haben absolut recht, lieber Herr Wintzek. Gott nur als "Möglichkeit" zu verstehen oder als "Gerücht", das wäre mir zu wenig. Kann ich denn zu einem "Gerücht" eine Beziehung haben? Warum sollte ich mich in meinen Lebensentscheidungen an etwas orientieren, das ich nur als eine "Möglichkeit" ansehe? Und was heißt es, sich Gottes nicht "sicher" sein zu können? Natürlich verfügt niemand von uns über eine unzweideutige empirische Erkenntnis der Zuwendung Gottes. Aber darum geht es ja gar nicht. Auch für zwischenmenschliche Beziehungen gibt es schließlich nur Indizien. Und über eine Haltung des "Glaubens" habe ich jedenfalls noch nicht annähernd das Wichtigste ausgesagt, wenn ich darin nur ein "Nichtsicher-Sein" sehe. Glauben heißt, auf Gott zu vertrauen, sich von Gott getragen und geführt zu wissen – bis dahin, dass ich im Extremfall noch das eigene Leben in die Bresche zu schlagen bereit bin für das, was ich als Gottes Ruf deute. Wir sind schon wieder bei Scholl, Delp, Bonhoeffer. Sie werden jetzt vermutlich noch einmal einwenden, dass das auf Autosuggestion hinausläuft, aber auch da möchte ich widersprechen. Das war ja mein dritter Punkt: Ich bin davon überzeugt, dass Gott jeden Menschen ruft und dass dieser Ruf für den hörenden Menschen auch erkennbar ist. Und es stimmt faktisch nicht, dass diese Haltung "autosuggestiv unkontrolliert" ist. Geschenkt: Das kann es geben. Es baut dann aber nicht auf einer guten Berufungstheologie auf. Denn die erfordert vielmehr eine Haltung ständigen Suchens, ständiger Prüfung der eigenen Annahmen und Handlungen, mündet also in eine ziemlich selbstkritische Einstellung.

Oliver Wintzek

Sie haben ebenfalls recht, liebe Frau Schumacher, dass eine kritische Einstellung zu unseren gläubigen Bezugnahmen leitend sein muss; die Formulierung einer "unkontrollierbaren Autosuggestion" war bewusst scharf gewählt. Gleichwohl bleibe ich dabei, dass den "Hörer:innen des Wortes" trotz eines vertrauenden Glaubens eine unaufhebbare Fraglichkeit Gottes zugemutet werden muss. Diese verschwindet durch keine persönliche Überzeugtheit. Im zwischenmenschlichen Bereich mag Vertrauen immer auch ein Wagnis darstellen, doch mein Gegenüber ist fraglos gegeben. Der Existenzeinsatz von Scholl, Delp, Bonhoeffer oder anderen mag zweifellos in sich bewunderungswert sein. Doch war es *deren* Einsatz, der durch die Beanspruchung eines bestimmten Gottes*bildes* motiviert war, das einen "für uns Menschen und zu unserem Heil" entschiedenen Gott meint. Ich kann gut verstehen, dass Ihnen Gott als "unendliches Gerücht" zu wenig ist. Meine Frage: Ist uns Gläubigen "mehr" gegeben? Erreichbar ist der endlichen Vernunft zwar eine Rechtfertigung des Glaubens, aber

keine Rechtfertigung der Existenz Gottes. Dieses Wagnis gehe ich gern ein und berufe mich auf diesen entschiedenen Gott, der zumindest als geglaubter real ist. Wenn man möchte, kann man dies eine gute, weil realistische Berufungstheologie nennen. Aber wahrscheinlich ist Ihnen, liebe Frau Schumacher, dies zu wenig.

Ursula Schumacher

Ja, lieber Herr Wintzek, vollkommen richtig. Ich könnte rückfragen, ob der Unterschied zwischen dem Wagnis des Vertrauens auf ein menschliches Gegenüber, dessen Liebesbeweise ich empirisch erlebe, und dem Wagnis des Vertrauens auf Gott, dem ich – innerhalb aller Grenzen, die er sich der menschlichen Freiheit wegen dabei setzt – doch eine geschichtliche Handlungsmacht zutraue und dessen Zuwendung ich vor dem Deutungshintergrund meines Glaubens daher ebenfalls erfahren kann, am Ende wirklich so groß ist. In jedem Fall meine ich aber, dass unser Austausch doch manches verdeutlicht hat: Der Feinschwarz-Artikel kritisiert ein problematisches Berufungskonzept, das die aktuelle Berufungstheologie allerdings mehrheitlich nicht mehr vertritt, und in der Ablehnung von gnadentheologischen und klerikalistischen Einseitigkeiten sind wir ganz d'accord; auf der anderen Seite haben wir aber doch sehr unterschiedliche Begriffe von Freiheit, von Gott und von Berufung. Und da werden wir uns wohl auch so rasch nicht einig werden.

Oliver Wintzek

Nein, liebe Frau Schumacher, der Unterschied dürfte in der Tat nicht sonderlich groß sein – bis auf den einen Punkt, dass ich das "Wagnis des Glaubens" ohne einen immer schon vorausgesetzten Gott als "Urgrund und Ziel" beanspruche. In gläubiger Perspektive kann ich natürlich Erlebnisse als erfahrene Zuwendungen Gottes ausdeuten – aber nicht objektiv von Gott her begründen. Unter diesem theologisch bescheideneren Vorzeichen gehe ich mit Ihnen völlig d'accord, dass ich mich als von Gott gewollt und deswegen subjektiv "berufen" verstehen kann. Und in der Tat: Unsere Vorstellungen und begrifflichen Fassungen in Bezug auf "Gott" und "Freiheit" sind nicht identisch – das macht aber auch nichts. Das theologische Geschäft lebt von einem Disput, bei dem die tragenden Prämissen auf den Tisch kommen. Ich meine, das ist uns gut gelungen – hoffentlich als Impuls für unsere Leserschaft, hier weiterzudenken. Ich selbst würde dies gerne mit Ihnen, liebe Frau Schumacher, tun.

Clemens Blattert SJ:

Liebe Frau Schumacher, lieber Herr Wintzek, Ihnen beiden ein herzliches Dankeschön für diese anregende Auseinandersetzung und Ihre Bereitschaft, sich darauf einzulassen. Sie haben sich nicht geschont und Differenzen mutig angesprochen ("auf den Tisch gelegt"). Ihr theologisches Reflektieren des Konzepts "Berufung" berührt die großen menschlichen Fragen nach Freiheit, Gnade, Beziehung und Vertrauen und führt so direkt zum Wesenskern unseres Glaubens: zum Verhältnis von Gott und Mensch. Wenn Berufung verstanden wird als die Suche nach einem gelingenden Leben, müssen wir die Frage stellen: Können heute der Glaube an Gott, eine christliche Spiritualität und die Theologie in einer sich stark verändernden Gesellschaft und Kirche einen relevanten Beitrag leisten? Was hilft, vor allem jungen Menschen, bei der Suche nach ihrer Berufung? Die Auseinandersetzung mit Berufung und diese Fragen treiben uns in der Arbeit des ZfB an. Wie muss heutige Berufungspastoral gestaltet sein? Wir sind gespannt und freuen uns jetzt schon darauf, welche Schätze in einer Fortführung der Kontroverse noch ans Licht gehoben werden und wie sie unsere Arbeit inspirieren können.

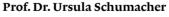
Der Austausch wurde im Januar & Februar 2023 per E-Mail geführt.

Die Autor:innen



Prof. Dr. Oliver Wintzek

Oliver Wintzek studierte in Freiburg i. Br., Jerusalem und Rom. Seit 2020 ist er Professor für Dogmatik und Fundamentaltheologie an der Katholischen Hochschule Mainz.





Ursula Schumacher wurde 1979 geboren und hat in Bochum und San Cristóbal de La Laguna Theologie, Hispanistik und Pädagogik studiert. Seit 2022 ist sie Professorin für Dogmatik an der Universität Luzern. Sie hat über Gnadentheologie gearbeitet und befasst sich mit dem Thema Berufung aus systematisch-theologischer Sicht.

45

¹ Rath, Philippa (Hrsg.), "Weil Gott es so will". Frauen erzählen von ihrer Berufung zur Diakonin und Priesterin. Freiburg i.Br./Basel/Wien 2021.

² Lievenbrück [Schumacher], Ursula, Zwischen donum supernaturale und Selbstmitteilung Gottes. Die Entwicklung des systematischen Gnadentraktats im 20. Jahrhundert, Münster 2014, S. 975f.

»Wir dürfen unsere Herzen nicht schalldicht machen, wir dürfen uns nicht hinter unseren Gewissheiten verbarrikadieren. Diese Gewissheiten machen uns oft verschlossen. Lasst uns gegenseitig zuhören.«

Predigt - HEILIGE MESSE ZUR ERÖFFNUNG DER BISCHODSSYNODE | PAPST FRANZISKUS

BETEN

ANBETUNGSSTUNDEN,
GEBETE UND FÜRBITTEN
IM ANLIEGEN UM
GEISTLICHE
BERUFUNGEN

Das Gebetbuch enthält mehrere
Anbetungsstunden im Anliegen um
Anbetungsstunden, die direkt
geistliche Berufungen, die doer als
in den Gemeinden gefeiert oder als
Grundlage für eigene AndachtsStunden genutzt werden können.

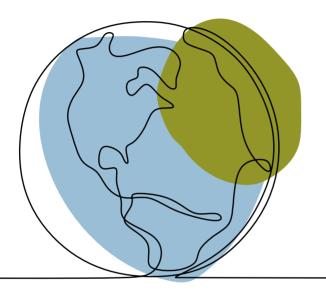
Darüber hinaus finden sich darin eine Sammlung von Gebeten und Fürbitten in diesem Anliegen sowie Hinweise auf Lieder im Gotteslob und Bibelstellen, die das Thema der Berufung aufgreifen.

Preis: 96 Seiten, 3,60 EUR - Nr. 522

Bestellbar über Ihre Diözesanstelle Berufe der Kirche oder über das Zentrum für Berufungspastoral **Tel:** +49 (0)69 60 61 22 4 **E-Mail:** info@berufung.org

»Gott gab uns Ohren, damit wir hören«

Meinrad Walter



Nicht nur ein paar wenige Menschen, nein Tausende haben die Uraufführung dieses neuen geistlichen Liedes gehört und miterlebt! Das war bei einem Radiogottesdienst, den der Norddeutsche Rundfunk im Sommer 1982 von der ostfriesischen Insel Spiekeroog übertragen hat. In den folgenden Jahren wurde das Lied "Gott gab uns Atem" dann weithin bekannt und beliebt, ja sogar zum "Schlager" auf Kirchentagen. Inzwischen stehen die drei Strophen im Evangelischen Gesangbuch (EG 432) und im katholischen Gotteslob (GL 468).

GOTT GAB UNS ATEM

1

GOTT GAB UNS ATEM, DAMIT WIR LEBEN.
ER GAB UNS AUGEN, DASS WIR UNS SEHN.
GOTT HAT UNS DIESE ERDE GEGEBEN,
DASS WIR AUF IHR DIE ZEIT BESTEHN.

2

GOTT GAB UNS OHREN, DAMIT WIR HÖREN. ER GAB UNS WORTE, DASS WIR VERSTEHN. GOTT WILL NICHT DIESE ERDE ZERSTÖREN. ER SCHUF SIE GUT, ER SCHUF SIE SCHÖN.

- -

GOTT GAB UNS HÄNDE, DAMIT WIR HANDELN.
ER GAB UNS FÜSSE, DASS WIR FEST STEHN.
GOTT WILL MIT UNS DIE ERDE VERWANDELN.
WIR KÖNNEN NEU INS LEBEN GEHN.

Text: Eckart Bücken 1982 (© Strube Verlag München)

Musik: Fritz Baltruweit 1982

Die Qualität des Liedes »liegt darin, dass es Spannungen aushält und sie nicht vorschnell auflöst: ...

Neue Worte für ein altes Thema

Das Lied verschafft dem "Konziliaren Prozess" Gehör. Diese weltweite kirchliche Bewegung begann 1983 in Vancouver. Um "Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung" geht es. Eckart Bücken (geb. 1943), Textautor des Liedes, und der Komponist Fritz Baltruweit (geb. 1955) rücken den dritten Aspekt in den Mittelpunkt. Deshalb eignet sich das Lied besonders für eine Andacht zum Schöpfungsthema, im Sommer gern im Freien! Als instrumentale Begleitung sind Gitarre oder Akkordeon gleichermaßen geeignet wie Keyboard oder Bläser.

Was kann dazu gesprochen werden? Biblische Schöpfungspsalmen (wie Psalm 19, 33, 104) ebenso wie Zitate aus der Enzyklika "Laudato si" von Papst Franziskus, Texte des Konziliaren Prozesses ebenso wie Worte aus der Feder des Komponisten Fritz Baltruweit¹. Gut dosiert können auch historische Informationen und "O-Töne" der Autoren zum Verstehen und zum Sich-Aneignen des Liedes beitragen. Und natürlich muss es nicht nur bei dem einen Lied bleiben.²

"... die Erde verwandeln"

An die Uraufführung erinnert sich der Komponist Fritz Baltruweit sehr genau: "Es war eine wunderschöne Atmosphäre. In den Pausen war man am Strand. Es war ein ganz besonderes Gefühl auch für das Schöne der Schöpfung da. Und das zog sich auch durch diesen Gottesdienst, und in diesem Rahmen haben wir dann dieses Lied zum ersten Mal gesungen." Dennoch gefiel manchen die Zeile "Gott will mit uns die Erde verwandeln" in der letzten Strophe nicht. Sie fragten: Traut sich der Mensch damit nicht allzu viel zu? Eckart Bücken ließ sich davon nicht beirren. Denn

ihm ging es von Anfang an um eine neue, zeitgemäße Fassung der alten Idee "Ihr seid Christi Hände".

Ähnlich sieht es Fritz Baltruweit. Für ihn sind Schöpfung und Erhaltung sozusagen wie die zwei Seiten der einen Medaille. Wer davon hört, dass Gott mit seinem Wort alles ins Leben gerufen hat, wird dadurch zum Antworten inspiriert: "Wie wir auf Gottes Schöpfung reagieren, ist für mich eigentlich die wichtigste Frage des Liedes. Sehen wir, was Gott täglich für uns schafft, wie viel Zeit und Zärtlichkeit er in uns investiert hat und immer wieder investiert – jeden Tag neu?"

Atmen, Leben und Teilen

In der Bibel geht es gleich auf den ersten Seiten um die Schöpfung. Im Buch Genesis (1. Mose) hören wir, wie Gott den Geschöpfen, auch dem Menschen, den "Atem des Lebens" einhaucht. Darauf bezieht sich die erste Strophe des Liedes. "Es war sehr gut" sagt Gott zu seiner Schöpfung (Strophe 2). Dann setzt der Schöpfer den Menschen, sein Ebenbild, als "Gärtner" des Schöpfungsgartens ein. Er soll die Natur nicht ausbeuten, sondern sie in Gottes Auftrag hegen und pflegen, bebauen und bewahren. Die Menschen stehen in Solidarität mit der Schöpfung, nicht in einem Herrschaftsverhältnis. Sie sind, so Fritz Baltruweit, zum Teilen dessen aufgerufen, was der Schöpfer ihnen tagtäglich schenkt:

"Wir gehören dem Schöpfer, nach dessen Bild wir alle geschaffen sind. In Gott atmen wir, in Gott leben wir, in Gott teilen wir das Leben der ganzen Schöpfung." ... das Empfangen der guten Gaben und das eigene verantwortungsvolle Handeln, das maßvolle Besitzen-Dürfen und das Bewahren wie ein Gärtner, der hegt und pflegt.«

Im Singen, Hören und Bedenken

"Gott gab uns Atem, damit wir leben" ist eines der bekanntesten Schöpfungslieder der letzten Jahrzehnte. Es ist sowohl biblisch fundiert wie auch aktuell. Seine Qualität liegt darin, dass es Spannungen aushält und sie nicht vorschnell auflöst: das Empfangen der guten Gaben und das eigene verantwortungsvolle Handeln, das maßvolle Besitzen-Dürfen und das Bewahren wie ein Gärtner, der hegt und pflegt.

Dem Komponisten ist ebenso die Erfahrung von Nähe und Weite wichtig. Mit den drei Strophen blicken wir auf uns selbst, auf unsere Hände, Ohren und Augen. Auch das kann thematisiert werden. Zugleich aber "atmet" das Lied eine große Weite. Das erlebt Fritz Baltruweit vor allem durch die Musik dieses Liedes, wobei sich das Singen, Hören und Bedenken wie ein Dreiklang ergänzen. Was noch hinzukommen darf, ist das Improvisieren. Denn das ist ein Neu-Schaffen von Musik im Augenblick, aus dem Stegreif. Improvisierte Klänge lassen aufhorchen, weil die Musik neu ist und auf die momentane Situation eingehen kann. Fritz Baltruweit mag es, wenn jemand zu seinem Lied improvisiert, auf dem Saxophon oder auch mit den unendlich weiten Registern auf der Orgel: "Da spüre ich oft etwas von der Weite, die dem Lied innewohnt, werde dankbar und spüre: So ist dieses Lied gemeint."



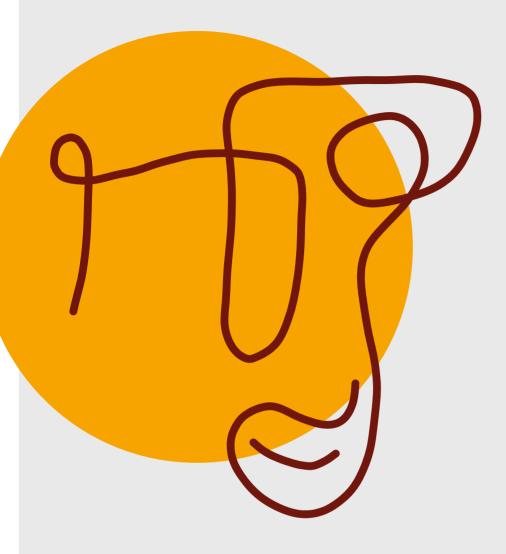
Der Autor

Prof. Dr. Meinrad Walter

Meinrad Walter wurde 1959 geboren und hat in Freiburg i.Br. Theologie, Philosophie und Musikwissenschaft studiert. Er ist Referent für Kirchenmusik in der Erzdiözese Freiburg und Dozent an der Freiburger Musikhochschule. Sein besonderes Interesse gilt dem klangvollen Spannungsfeld von Musik und Spiritualität.

Baltruweit, Fritz, Gott gab uns Atem, in: Arnold, Jochen / Bresgott, Klaus-Martin (Hrsg.), Kirche klingt – 77 Lieder für das Kirchenjahr, Hannover 2011, S. 174–179; aus dieser Andacht stammen die Zitate von Fritz Baltruweit.

Vgl. Walter, Meinrad, Geh aus, mein Herz. Lieder der Schöpfung. Mit musikalischen Impressionen von Jörg Josef Schwab (CD), Eschbach 2021; zum Lied "Gott gab uns Atem" siehe ebd. S. 40–49.



»Neige das Ohr deines Herzens« – Geistlicher Impuls

Regina Duzy OSB

Über das Hören zu schreiben, ist mir gar nicht so geheuer. Denn im Zusammenhang mit Berufung muss es um ein existenzielles Hören gehen, nicht um biologische Vorgänge. Und da ist beim Hören wenig klar.

Sprachspielereien

Ich nähere mich Themen immer gerne über die Sprache, über die Worte, bis hin zu den einzelnen Vokabeln. Neulich gab es eine lustige Situation in einem abendlichen Gespräch in meiner Gemeinschaft. Wir unterhielten uns über unsere verschiedenen Dialekte. Ich hatte einer Schwester erzählt, dass sie mich an die Familie meiner Patentante erinnere, wenn sie nicht Garten, sondern Gachten sagt. Eine andere Schwester übertrieb es mit unserer beider ostdeutschen Herkunft und sagte an irgendeiner Stelle ungefähr so etwas: mit'n Oochen gucken (mit den Augen sehen). Wir trieben das Wechselspiel zwischen r und ch weiter und siehe da, nun guckten die Ohren.

Mit allen Sinnen

Das gefiel mir. Und ich fand es plausibel. Es wäre doch nicht einmal verwunderlich, wenn beide Wörter zusammenhingen! Ich recherchierte ein wenig in etymologischen Datenbanken und tatsächlich gibt es sprachgeschichtliche Überkreuzungen der Worte Auge und Ohr. Beides sind Öffnungen, die unsere wichtigsten Sinneswahrnehmungen ermöglichen. (Man erkennt es noch am Wort "Öhr" für die Öffnung an einer Nadel.) Und immer wieder begegnet mir beim Nachdenken über das Hören, wie die Sinne ineinander verschwimmen. Sehen und hören - das ist physiologisch natürlich klar zu trennen, aber auf einer tieferen Ebene gar nicht mehr so deutlich. Augen und Ohren sind Schleusen zwischen Innen und Außen.

Als Gegenwort zu den öffnenden Sinnen könnte man Mystik nennen. Es wird vom griechischen μύειν (myein) hergeleitet, das

"Augen oder Mund schließen" bedeutet. Damit verwandt ist lateinisch mutus/-a/-um: stumm, taub. Auch hier verschwimmen also die Sinnesbereiche. Ohren, Augen, Mund geschlossen, alle Schotten dicht!? Sinneswahrnehmungen und Mystik sind aber sicher weniger ein Gegensatz als vielmehr komplementär: heilsam konzentrierte Abschottung und Innenschau einerseits, wache Offenheit und Durchlässigkeit andererseits. Worauf ich hinaus will: Das Hören sollten wir nicht zu streng nur auf die Ohren beziehen, auf den Hörsinn im engeren Sinne, und auch nicht die Sinneswahrnehmungen allgemein einzig auf die jeweiligen Sinnesorgane. Denn - der kleine Prinz hat es uns gelehrt - man sieht nur mit dem Herzen gut. Und die Benediktusregel, in deren Tradition ich lebe, öffnet mit der Aufforderung: Neige das Ohr deines Herzens. Das Herz - in der jüdischen Denkwelt Sitz auch des Verstandes – steht für den Umschlagplatz von Sinneseindrücken, Gedanken, Gefühlen, Reflexionen - und für die Prüfinstanz, bevor Konsequenzen in Wort und Tat folgen.

»Hören« in der Regula Benedicti

Dies soll ja ein Beitrag aus benediktinischer Sicht sein. Deshalb ist es höchste Zeit einen Blick in die Benediktsregel (RB) zu werfen. Sie stammt aus dem 6. Jahrhundert und ist mit der Augustinusregel die älteste Klosterregel, die in der westlichen Kirche bis heute vielen Gemeinschaften Grundlage ihres Zusammenlebens ist. – Ein paar Fundstellen²:

» Auffällig ist natürlich der Beginn der Regel, den ich oben schon teilweise zitiert habe; vollständig lautet der erste Vers: "Höre, mein

»Höre, mein Sohn, auf die Stimme des Meisters, neige das Ohr deines Herzens, nimm den Zuspruch des gütigen Vaters willig an und erfülle ihn durch die Tat!«

Sohn, auf die Stimme des Meisters, neige das Ohr deines Herzens, nimm den Zuspruch des gütigen Vaters willig an und erfülle ihn durch die Tat!" (RB Prol 1).

- >> Im Prolog, der Vorrede zur eigentlichen Regel, geht es viel um das Hören, um ein Gespräch zwischen Schüler und Meister, zwischen Gott und Mensch ein Hören und Antworten. Häufiger kommt das Wort 'hören' in Zitaten aus den Psalmen vor. Besonders schön ist der kurze Dialog: "'Wer ist der Mensch, der das Leben liebt?' (Ps 34,13) Wenn du das hörst, und antwortest: 'Ich!', dann sagt Gott zu dir: 'Willst du wahres und unvergängliches Leben, bewahre deine Zunge vor Bösem […] tu das Gute, suche Frieden und jage ihm nach!'" (RB Prol 15–17).
- >> Vorlesen und Zuhören spielt im Alltag einer benediktinischen Gemeinschaft eine große Rolle. Benedikt zählt unter den "Werkzeugen der geistlichen Kunst" (Kapitel 4 der Regel) auch auf: "Heilige Lesungen gerne hören" (RB 4.55). Das bezieht sich hauptsächlich auf die Schriftstellen, die im Gottesdienst zu hören sind. Ein weiteres prägendes Alltagselement ist die Tischlesung während des Mittag- und Abendessens. Damals waren das vielleicht Mönchsviten, Heiligenlegenden, Schriften von geistlichen Lehrern; heute können es auch Sachbücher zu allen möglichen Themen oder ein guter Roman sein. Ich finde es einen unschätzbaren Gewinn, als Gruppe den Gedanken anderer zu lauschen, sie nicht sofort zu kommentieren (denn beim Essen wird geschwiegen), sondern anzuhören und stehen zu lassen, aber doch zu wissen: Wir haben das gemeinsam gehört.

- >> "Hört man das Zeichen zum Gottesdienst, lege man sofort alles aus der Hand und komme in größter Eile herbei" (RB 43,1). Dass man da ist und dass man pünktlich kommt, ist Zeichen der Prioritätensetzung schließlich wird man manchmal aus etwas herausgerissen, das einem auch wichtig ist. Man bejaht damit aber eine von außen kommende Unterbrechung und fügt sich in den Rhythmus aus Gebet, Arbeit, Mahlzeit, gemeinsamer und privater Zeit ein, den man einmal als heilsam erkannt hat und für dessen Aufrechterhaltung man Mitverantwortung übernommen hat.
- >> An den Abt, den Leiter der Gemeinschaft, ergeht die Aufforderung, den Rat der Brüder einzuholen (RB 3); bei wichtigen Dingen sollen alle gehört und ernst genommen werden, bevor eine Entscheidung fällt.

Gehorsam

Hören – gehören – Gehorsam. Manchmal werden diese drei Worte wie die drei Steigerungsformen eines Adjektivs hintereinandergestellt – als wäre eines besser als das andere, eine Entwicklung und Steigerung an Qualität und Reife. Mit der in der Moderne und noch verstärkt durch die Offenlegung vielfältigen Missbrauchs gewachsenen Sensibilität für Machtzusammenhänge scheint uns das problematisch. Gehorsam ist in Klosterregeln wie in kirchlichen Texten und Kontexten ein sehr schwieriges Feld, aber eines, das man nicht umgehen kann.

Auch die Benediktsregel widmet sich dem Thema Gehorsam. Kapitel 5 ordnet ihn der Demut, das heißt der Dienstfertigkeit zu – Gott gegenüber und dem Abt. Beides verschwimmt ineinander, denn für Benedikt repräsentiert der Abt Christus für seine Gemeinschaft. Wie beim Zeichen zum Gottesdienst wird die Bitte eines Oberen sofort erfüllt. Benedikt ist sich sehr wohl bewusst, dass der Obere ein Mensch ist, mit allen Abgründen. Dennoch hält er daran fest, dass in seinen Anordnungen Gottes Wille gehört werden kann. Das fällt uns heute aus guten Gründen schwer, und die Debatte zu diesem Problem ist zu führen, nicht in die eine oder andere Richtung aufzulösen. – Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass es bei Benedikt auch ein Kapitel zum gegenseitigen Gehorsam aller gibt!

Zeichen der Zeit

Mein Fazit: Hören ist eine Haltung, die man im Alltag einübt. Man übt dabei, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden und lebensdienlichen Prinzipien treu zu bleiben. Man übt, sowohl Dinge mit sich gehen und Antworten reifen zu lassen als auch Situationen zu erkennen, in denen man sofort handeln muss. Man übt, eine eigene Meinung zu formen und angemessen vorzutragen wie auch Meinungen anderer aufzunehmen und zu erwägen. Das in Ruhe, ohne Angst und ohne Aggression tun zu können, braucht Stand, nicht Hörigkeit. Es involviert den ganzen Menschen. Echtes Hören fordert, aber führt auch zu Lebendigkeit - inklusive der Freiheit sich zu verhören (und hoffentlich sich später wieder zu korrigieren). Es führt zu der Fähigkeit, die "Zeichen der Zeit" zu lesen und mutig darauf zu reagieren. Wirklich hörende Menschen sind Seher und Propheten.



Die Autorin

Sr. Regina Duzy OSB

1984 in Erfurt geboren, hat in Frankfurt am Main Theologie, Psychologie und Vergleichende Sprachwissenschaften studiert (M.A.). Seit 2008 ist sie Benediktinerin der Abtei zur Hl. Maria in Fulda. Neben ihren Aufgaben in Klosterladen, Bibliothek und bei der Pflege der Homepage ist sie beteiligt an der Noviziatsausbildung und engagiert sich in der Beuroner Benediktinerkongregation in Gesprächen über zukunftsfähige Konzepte klösterlich-monastischen Lebens.

- Mllgemein nimmt man an, daß der Vokal eines regulär entwickelten germ. *agw- (dieses z.B. noch in ahd. awizoraht "augenscheinlich", um 800, acsiunī "äußere Erscheinung", 9. Jh.) unter dem Einfluß von germ. *auzan- 'Ohr', vgl. ahd. öra und (mit grammatischem Wechsel) got. ausö (s. Ohr), umgebildet wurde" (https://www.dwds.de/wb/Auge, abgerufen am 28.12.2022).
- ² Benedikt hatte eine konkrete Gemeinschaft von Männern im Blick, und ich belasse es bei den männlichen Formen des Ausgangstextes – alles lässt sich aber selbstverständlich auf jede Person egal welchen Geschlechts übertragen.



hören

Eine Meditation zum Jahresbild von Clemens Blattert SJ

äußerlich

Gewimmel, Gedränge, Chaos Termine, Erwartungen

innerlich

zu viel, zu unangenehm, zu eng Druck, das muss, das will

unmöglich

dass Gott da durchkommt, zu mir

Stimmt nicht

Ihm ist es möglich

anzuklopfen

in äußeren Ereignissen in unangenehmen Gefühlen, schönen Gedanken im Chaos, im Innern

was muss ich tun?

aufhören, Dinge äußerlich und innerlich verändern zu wollen meine Wahrheit nehmen

still tut sich auf die Tür

in die innere Weite, in die Offenheit Neues wird Begegnung

mitten im Gedränge

höre ich, lebe ich auf bin ich bereit für

BAUSTEINE – SCHULGOTTESDIENST

»DAS UNHÖRBARE HÖRBAR MACHEN«

Hörerin oder Hörer des Wortes - meine Grundhaltung

Zu meinem Glaubenserleben gehören mehrere Fahrten nach Taizé. Zunächst als Jugendlicher und dann auch einmal als Erwachsener. Mich hat das gemeinsame Singen in den Gottesdiensten immer sehr angesprochen. Aber eben auch diese längere Zeit der Stille, in der "nichts" stattfindet. Diese Momente der Stille haben mich, mein Verständnis von und mein Tun in Gottesdiensten sehr geprägt. Es ist also nicht ohne Grund, wenn ich in einem Text über Gottesdienstbausteine zum Thema "Hören" der Stille eine wichtige Bedeutung zumesse. Mit dieser Grunddimension der Stille habe ich in meiner Arbeit sowohl in der Vorbereitung wie auch der Leitung und der Feier von Gottesdiensten eine Haltung für mich als Anspruch, die das Hören in das Zentrum stellt. So ist die Stille der Mörtel, der die Bausteine des Gottesdienstes in die Form bringt. Diese Grunddimension von Hören und Gottesdienst umfasst für mich mehrere Gedanken:

Gottesdienst zu feiern meint für mich nicht, Lehre, Glaubenswissen und liturgische Korrektheit in den Mittelpunkt zu stellen. Ich verstehe mich als mitsuchender und mitfeiernder Hörer des Wortes. Und es ist mir insofern ein Anliegen, auf die zu hören, mit denen ich den Gottesdienst zusammen feiere: mit Schülerinnen und Schülern und mit Gott. Und das bedeutet, dass ich trotz und wegen allem theologischen Wissen versuche, diese beiden Gruppen – Gott und die Menschen (und mich darin) – in Kontakt zu bringen und Brücken sichtbar zu machen. Dabei spielen die Stille und das Hören eine wesentliche Rolle. Das, was dann an Theologie und Liturgie nötig ist, dient der inhaltlichen Gestaltung, der Auswahl von Texten und dem Ablauf.

Hören meint mehr als das Wahrnehmen von sprachlichen Lauten. Es hat vielleicht weniger mit dem zu tun, was an "Geräusch", "Ton" oder "Sprache" stattfindet, als vielmehr damit, ob und wie ich das einordne. Es ist notwendig, dass ich in dem Ton oder Geräusch einen Sinn entdecke. Erst wenn das gelungen ist, bin ich bereit oder fähig, mich damit zu beschäftigen und mich vielleicht sogar darauf einzulassen oder wenigstens eine Meinung dazu zu entwickeln. Viele Geräusche laufen Tag für Tag an uns vorbei, ohne dass wir darauf reagieren. Wir leben in einer Geräuschewelt. Um eine Auseinandersetzung zu schaffen und sie gerade auch im Gottesdienst zu ermöglichen, bedarf es einer Fokussierung der Töne, bedarf es eines Rahmens, in dem Hören möglich ist, und bedarf es zuvorderst einer Offenheit, sich auf das mir Begegnende einzulassen (ohne diesem zustimmen zu müssen). Im Gottesdienst kann uns Menschen bewusst werden, dass uns Gott entgegenkommt. Aus diesem Bewusstsein heraus – und erst dann – kann dieser gottesdienstliche Rahmen auch zu einer Feier des Gottesdienstes werden.

Beten – Hören in der Stille

Im Gottesdienst selbst begegnet uns immer viel an Hörbarem und Sichtbarem. Zeiten der Stille sind sinnvolle Elemente der liturgischen Feier. Dafür reicht etwa eine Minute. Die Einladung zu dieser Stille, die zum Beispiel vor dem Tagesgebet stattfinden kann, umfasst den Hinweis, nun zur Ruhe zu kommen. Eine mögliche Einleitung kann so aussehen: "Schaut, was euch gerade durch Kopf und Herz geht, woran ihr also denkt, was euch beschäftigt, was eure Gedanken bestimmt. Und was ihr fühlt, worüber ihr also froh seid oder traurig. Was euch Angst macht oder ermutigt. – Nehmt euch / Nimm dir einen Moment dafür, auf das zu hören, was gerade in euch / in dir los ist. Wenn du magst, kannst du auch Gott davon erzählen. In diesem Moment der Stille. Vielleicht in diesem Moment des Gebetes." – Nach der darauf folgenden Stille kann dann stellvertretend für alle das Tagesgebet gesprochen werden. Wenn wir davon ausgehen, dass Gott zu uns spricht, vermag dieses Ritual eine Möglichkeit zu sein, hierfür aufmerksam zu werden.

Mit Grundschülerinnen und Grundschülern habe ich diese Phase oft eingeleitet mit dem Refrain des Liedes "Beten" (Text: Christoph Zehendner; Musik: Manfred Steiger. © Felsenfest Musikverlag, Wesel). Ich singe den Refrain dann einige Male vor und lade ein, sich anzuschließen, wenn das Mitsingen möglich ist. Wenn alle dabei sind und wir das Stück so einige Male gesungen haben, singe ich immer leiser (die Gruppe automatisch mit mir) und beginne am Ende, die Melodie nur noch zu summen. Danach ist die Stille, auf die ich schon vorher hingewiesen habe, und die Zeit für das Hören auf Kopf und Herz, was ich auch vor Liedbeginn benannt habe.

Ankommen im Gottesdiens

Immer mal wieder gibt es zu Beginn eines Gottesdienstes die Formulierung, dass wir alle aus ganz unterschiedlichen Situationen zum Gottesdienst zusammenkommen. Dann wird immer darauf verwiesen, dass uns doch gerade so viel durch den Kopf geht, woran wir eben noch denken mussten und was unseren Alltag ausmacht. Es kann eine gute Möglichkeit sein, diese inneren Stimmen laut werden zu lassen. Nach einer Einleitung dazu und dem "Auftrag", die unterschiedlichen Sätze zu erkennen, werden fiktive Sätze und Gedanken zum Beispiel von einer Vorbereitungsgruppe vorgetragen: laut, sich fortgesetzt wiederholend und gleichzeitig (!). Diese Sätze beschreiben verschiedene Situationen oder formulieren Gedanken, mit denen Menschen (vielleicht) nun in der Kirche sitzen könnten. Da sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt – so wie dem Leben manchmal ja auch nicht. So entsteht ein ziemliches Stimmengewirr. Eine dieser Stimmen spricht dazu immer wieder und ein wenig leiser: "Du bist da. Ich bin da." - Irgendwann wird das Stimmengewirr leiser und die leise Stimme wird deutlicher hörbar. - Thematisiert wird dann im Gottesdienst, wie es im Alltag gelingen kann, sich für die Begegnung mit Gott bewusst Zeit zu nehmen.

Bibelarbeit (1 Sam 3) – Hören auf den, der mich anspricht

Der Text aus dem Ersten Buch Samuel ist natürlich einer der herausragenden Texte zum Thema "Hören". Da hört jemand einen Ruf (den Ruf Gottes) und weiß zunächst nicht so recht, wie er damit umgehen soll.

Ein Impuls dazu könnte folgendermaßen aussehen: "In der Erzählung wurde Samuel gerufen. Das muss seltsam gewesen sein. Vielleicht lohnt es sich, einmal, darüber nachzudenken ... Stell dir vor, du wärest also abends bei dir daheim. Und plötzlich hörst du eine Stimme, die deinen Namen ruft. Keine angstmachende, sondern eher eine freundliche und auffordernde Stimme. - Samuel sucht zunächst nach einer logischen Erklärung, woher die Stimme kommt. - Wo würdest du nachschauen? Was würdest du tun? - Stille - Und dann irgendwann verstehst du, dass diese Stimme anders ist. So wie auch Samuel es beim dritten Mal versteht. Du verstehst, dass der Ruf von Gott kommt. Was wären deine Gedanken, wenn Gott dich so anspricht, wenn Gott dich beim Namen ruft. Was würdest du wohl tun? Wie könnten deine Gefühle und Gedanken dazu sein?" Danach beginnt eine Phase mit meditativer Musik, in der die Einzelnen für sich nachdenken können. Ein Austausch mit der Nachbarin / dem Nachbarn findet im Anschluss statt, bevor dann zum Beispiel einzelne Antworten und Gedanken in der Gruppe vorgetragen werden. Denkbar ist auch, im Vorfeld Ideen und eigene Gedanken zusammenzustellen, diese vorzutragen und dann in die Ansprache münden zu lassen. Darin kann es darum gehen, was uns vielleicht zurückhalten oder antreiben mag, den Ruf Gottes zu hören, als solchen wahrzunehmen und ihm vielleicht sogar zu folgen.

Meditation - Hören auf das Unbekannte in m

Gottesdienste werden zuweilen positiv dafür bewertet, dass sie eine mystische Welt eröffnen, die das übersteigt, was wir zunächst einmal kennen. Im Rahmen eines Gottesdienstes können wir diesem auch einen eigenen Platz einräumen. Nach dem kurzen Hinweis, dass das folgende Musikstück etwa sechs Minuten dauert und eine Mischung aus gregorianischem Gesang und Saxophonspiel ist, wird das betreffende Musikstück eingespielt ("Parce Mihi Domine" aus dem Album "Officium" von Jan Garbarek & The Hilliard Ensemble). Das Hören dieses Stückes wirkt oft eindrucksvoll. Der Mensch selbst wird für das Stück und für die Botschaft der Resonanzraum. Es geht in Gottesdiensten wie diesen dann um den Hinweis: "Da klingt etwas in dir, was vielleicht unbekannt war." – Immer wieder erlebe ich, dass sich Menschen hier tief angesprochen fühlen. Hören als Thema des Gottesdienstes kann mir eben auch neue Dimensionen des eigenen Seins eröffnen, die mir bisher unbekannt waren und die ich dadurch selbst erlebe. Die Musik als Form hat hier in den Gottesdiensten eine herausragende Dimension.

Bibelarbeit (1 Kön 11–13) – Hören, dass Stille mehr is

Wenn Menschen im Gottesdienstraum zusammenkommen, dann ist meist einiges an Geräuschkulisse da. In Kleingruppen ergreife ich dann das Wort und sage: "In diesem Raum gibt es etwas, das ich euch gerne zeigen möchte. Seid ihr bereit dafür? Es ist – das müsst ihr wissen – nur ein Geräusch. Aber dieses Geräusch ist ganz selten. Es ist sehr besonders." Wenn der Fokus der Menschen genug auf die Situation gerichtet ist, fahre ich fort: "Dann bitte ich euch, jetzt sehr genau hinzuhören. Das Geräusch beginnt. Jetzt." - Alle lauschen dann erwartungsfroh auf das Geräusch und stellen fest: Da ist nichts zu hören. - Nach der ersten kurzen (!) Irritation sehe ich nicht selten lächelnde und sich entspannende Gesichter. Ich löse die Situation kurz auf: "Ihr habt gemerkt, worum es geht?" - Die Gottesdienstbesucher antworten dann recht schnell "Stille". - "Ja. die Stille. Die tut uns allen so gut und wir erleben sie doch so selten, Ich lade euch ein, dass wir sie einander noch einmal schenken." Wir hören dann noch ein zweites Mal auf die Stille. Daraufhin erzähle ich die biblische Geschichte von Elija am Gottesberg Horeb und von seiner Begegnung mit Gott in der Stille. Erst in dieser Stille konnte er Gott wirklich hören und auch verstehen.

Wer Ohren hat zu hören

Letztlich glaube ich, dass wir in den Gottesdiensten das Thema "Hören" ganz natürlich thematisieren können und müssen. Aber das muss gar nicht unbedingt ausdrücklich sein, sondern es kann die innere Bewegung sein, die Liturgie prägt. Wir haben es mit einer Botschaft zu tun, die verkündet werden soll, weil wir Zeuginnen und Zeugen sind. Damit die Botschaft gehört wird, müssen wir auf jene schauen, an die die Botschaft gerichtet ist: uns Menschen. Und ein Blick in die biblischen Texte zeigt: Gott hat sich unterschiedlicher Wege bedient, um zum Menschen zu sprechen. – Es geht aus meiner Sicht vielleicht genau darum, wenn es in den Gottesdiensten um das Thema "Hören" geht: Ideen und Wege zu entwickeln, um Hören zu ermöglichen, damit Menschen etwas mit der Botschaft anfangen können.



Der Autor

Jens Hagemann

Jahrgang 1979, als Pastoralreferent eingesetzt in der Schulseelsorge in Warendorf im Bistum Münster



Mark Porter

Als umherziehender Kirchenmusiker begann ich schon sehr früh, in verschiedenen kirchlichen Umgebungen Musik zu machen. Im Alter von neun Jahren begann ich, für die örtliche Strandmission Keyboard zu spielen, zusammen mit einer Band, die unter freiem Himmel moderne Kinderlieder aufführte. Dann kam die Neugier, Orgel zu lernen. Diese Neugierde führte dazu, dass ich wöchentlich Gottesdienste unter anderem in anglokatholischen, durchschnittlichen anglikanischen und United Reformed Kirchen begleitete. Das Engagement in einer Jugendgruppe führte mich wiederum dazu, regelmäßig in Lobpreisbands zu spielen, und von da an entwickelte sich meine Tätigkeit weiter: Ich leitete Chöre, experimentierte mit Jazzgottesdiensten, dirigierte Weihnachtsorchester und vieles mehr.

Es war eine Vielfalt, die ich zu schätzen lernte, indem ich die unterschiedlichen Erfahrungen genoss, die die verschiedenen Traditionen ermöglichten, und in jeder Umgebung etwas fand, das ich zu schätzen wusste und das in den anderen fehlte. Gleichzeitig war es eine Vielfalt, die mit Spannungen verbunden war.

Etwas von jeder Situation zu schätzen, bedeutete gleichzeitig, manchmal zu bemerken, was in jeder Situation fehlte – zusammen mit den verschiedenen Reibungen, die zwischen verschiedenen Umgebungen vorhanden waren.

Einer der interessantesten Momente waren für mich oft der Kaffee und die Kekse nach

dem Gottesdienst. Dies war eine Gelegenheit, verschiedene Gemeindemitglieder kennenzulernen, über den Gottesdienst zu sprechen und herauszufinden, welche gemeinsamen Interessen es zwischen uns geben könnte. Wie bei allen Begegnungen war es eine Zeit, die manchmal eine strategische Positionierung erforderte, wie ich mich präsentieren wollte. Wenn sich das Gespräch um Musik drehte, wandte ich verschiedene Strategien an. Manchmal stellte ich meine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Tradition in den Vordergrund und betonte mein Verständnis sowie meine gemeinsame Zugehörigkeit zu derselben Welt wie mein Gesprächspartner. Manchmal entschied ich mich für das Gegenteil, indem ich die Vielfalt meiner Erfahrungen hervorhob und betonte, wie interessant ich es fand, mich zwischen verschiedenen Traditionen zu bewegen.

Von Worship Wars zu Ambivalenz

Diese Gespräche konnten in viele verschiedene Richtungen gehen, aber mir ist immer wieder aufgefallen, wie schwer es oft sein kann, eine andere Tradition als die eigene von außen zu schätzen. Wenn man bestimmte Werte und eine bestimmte Denkweise aus einer Tradition verinnerlicht hat, ist man oft instinktiv geneigt, dieselben Bewertungskriterien auf andere Umgebungen anzuwenden und es enttäuschend zu finden, wenn sie nicht mit den eigenen Werten übereinstimmen. Als ich in eher traditionellen Kirchengemeinden diente, neigte ich oft dazu, meine eigenen Erfahrungen mit Lobpreismusik herunterzuspielen oder eine kritische Distanz dazu einzunehmen, weil ich wusste, dass viele die Musik als zu emotional, musikalisch einfach oder theologisch oberflächlich empfanden.

Während die Worship Wars, die einst dazu dienten, die Meinungen über Lobpreismusik zu polarisieren, weitgehend der Vergangenheit angehören und die breitere Kirche akzeptiert hat, dass christliche Populärmusik zumindest für einige eine Rolle spielt, weicht dies oft genau den subtileren Formen der Unterscheidung und Polarisierung, die mich zögern ließen, meine Erfahrungen zu teilen. Die Art und Weise, wie eine andere Tradition Musik macht, ist nicht unbedingt böse und falsch, aber wir halten sie oft auch nicht für besonders spannend, gut oder wertvoll. Es gibt eine Art von Ambivalenz, die durch schwaches Lob verdammt und nicht zu einem Krieg führt, aber auch nicht zu gegenseitiger Wertschätzung.

Eines meiner wichtigsten Projekte als Musiker und Wissenschaftler ist der Versuch, die Vielfalt innerhalb der und zwischen den verschiedenen christlichen Traditionen hervorzuheben. Als jemand, der unterschiedliche Musiktraditionen gleichermaßen als bereichernd und frustrierend empfindet, bin ich davon überzeugt, dass dieses breitere Spektrum an Erfahrungen wertvoll und notwendig ist, dass Wertschätzung zwischen den Traditionen ebenso notwendig ist wie Kritik und dass Gespräche über traditionelle Grenzen hinweg für eine Kirche, die für die Herausforderungen der Zukunft gerüstet ist, von entscheidender Bedeutung sind.

Das Gute und das Schlechte zusammen

Wenn es mein Ziel ist, diese Art des Dialogs über verschiedene Grenzen hinweg zu fördern, was soll ich dann zu jemandem sagen, wenn sich ein Gespräch nach dem Gottesdienst um die Frage der Lobpreismusik dreht und sie/er mir scherzhaft sagt, dass er/sie froh ist, dass dort am Sonntag nicht diese schreckliche "Jesus is my boyfriend"-Musik gesungen wird?

Der erste Punkt ist meines Erachtens, sich mit den Dingen zu befassen, die die Lobpreismusik wirklich erreicht. Der Schritt, populäre Musikstile in die Kirche einzubeziehen, hat eine Reihe unterschiedlicher Beweggründe, von denen sich einige auf den Aufbau strategischer Verbindungen mit der Alltagswelt konzentrieren, andere wiederum auf die Arten emotionaler Ausdrucksformen und spiritueller Erfahrungen, die durch populäre Formen der musikalischen Praxis ermöglicht werden können. Es kann auch sehr pragmatische Beweggründe geben, wenn man bedenkt, wie einfach es für fast jeden ist, eine Gitarre in die Hand zu nehmen und mit ihr zu musizieren, ohne dass sie/er dafür eine Ausbildung braucht - eine Möglichkeit, die ein hohes Maß an Beteiligung und eine gewisse Demokratisierung des Musizierens bietet. Entscheidend ist, dass die Einführung der Lobpreismusik in der Kirche als etwas verstanden wird, das neue Möglichkeiten eröffnen kann, und nicht einfach als etwas, das alte Möglichkeiten abschließt.

Um eine Tradition zu würdigen, ist es wichtig, die richtigen Bewertungskriterien anzuwenden und sie nach den Dingen zu beurteilen, die sie zu erreichen versucht, anstatt sie in erster Linie nach Kriterien zu beurteilen, die ihrer Art, Dinge zu tun, fremd sind. Zum Beispiel mag die örtliche Lobpreisband nicht professionell und ausgefeilt klingen, aber oft liegt das daran, dass sie Wert auf Partizipation und authentischen Ausdruck legt, und eine übermäßige Professionalisierung des Klangs würde genau die Art gemeinschaftlicher Möglichkeiten ausschließen, die sie priorisiert. Der Tradition gerecht zu werden bedeutet, dies zuerst zu verstehen und zu fragen, ob sie es gut erreicht, und nicht zu fragen, ob sie etwas erreicht, was eine andere Art von Musik vorrangig zu erreichen versuchte.

Der zweite Punkt besteht darin, zu erkennen, dass die Menschen, die Lobpreismusik verwenden, nicht einfach eine homogene Gruppe sind, die sich unkritisch einem alternativen Wertesystem verschrieben hat und blind für dessen Mängel ist, sondern dass es möglich ist, sich dieser Musik trotz solcher Bedenken zu nähern und dennoch etwas Bedeutendes in ihr zu finden. Das Verständnis für die innere Vielfalt einer Tradition ist ein Weg, um Gemeinsamkeiten mit Menschen zu finden und Barrieren zwischen verschiedenen Gruppen abzubauen.

In einer typischen Gemeinde, die regelmäßig Lobpreismusik verwendet, werden einige Menschen sie als zu seicht oder emotional empfinden, andere werden finden, dass sie unter zu vielen Wiederholungen leidet oder dass der Wechsel neuer Lieder zu gering oder zu hoch ist, einige werden sie als schlechte Imitation weltlicher populärer Musik empfinden oder einen Mangel an stilistischer Vielfalt beklagen, und einige werden sich fragen, wo der Platz für die Traurigkeit oder den Ärger ist, wenn die meisten Lieder so fröhlich zu sein scheinen.

Der Einzelne, der diese Spannungen erfährt, muss eine Wahl treffen, genauso wie die Mitglieder von Gemeinden, die Gesangbücher verwenden. Für traditionelle Gemeinden könnte die Frage lauten, ob ältere Formen des sprachlichen Ausdrucks, manchmal veraltete Bilder von Macht und Herrschaft oder hierarchisch strukturierte musikalische Gemeinschaften den Preis wert sind, der den Reichtum der Hymnen ermöglicht. Die Antwort der Mitglieder dieser Gemeinschaften lautet oft: Ja, trotz verschiedener Mängel der Tradition ist es den Preis durchaus wert. Für die Mitglieder von Gemeinden, die sich mit Lobpreismusik beschäftigen, ist der Prozess nicht viel anders, es geht nur um andere Themen und Fragen.

Kritik und Kreativität

Die Einführung der Lobpreismusik in der Kirche eröffnete einen wichtigen Raum für etwas, das zuvor in vielen Gemeinden ausgeschlossen war. Doch jeder Schritt provoziert letztlich einen anderen. Innerhalb der Traditionen der Lobpreismusik gibt es bereits Musiker, die beschlossen haben, dass sie etwas ändern müssen, und sich daran gemacht haben, dies zu verwirklichen. Ebenso gibt es Musiker, die mit der Tradition völlig gebrochen haben, um neue Räume zu schaffen, die Innovationen, die die Lobpreismusik bietet, aufgreifen und einen Schritt weitergehen, allerdings in eine etwas andere Richtung.

Im Laufe der Jahre gab es Projekte, die sich auf Themen der sozialen Gerechtigkeit konzentrierten, und Gruppen, die Klagelieder schrieben. Einige haben versucht, die ethnische oder stilistische Vielfalt der Musik zu erhöhen, oder haben sich darauf konzentriert, bestimmte theologische Einsichten in das Repertoire aufzunehmen, die bisher fehlten. Es gab Versuche, ökologische Themen anzusprechen, auf Texte aus der christlichen Tradition zurückzugreifen, eine klarere Soteriologie zu formulieren, eine inklusivere Sprache anzubieten und sogar ein übermäßig kommerzialisiertes Liedproduktionssystem in eines zu verwandeln, das stärker lokal und gemeindebezogen ist. Am radikaleren Ende des Spektrums haben einige Gruppen, die die emotionale, partizipatorische Dynamik der Lobpreismusik als zu anstrengend oder überwältigend empfunden haben, weiterhin populäre Musikstile verwendet, sich aber eher für eine Ambient-Richtung entschieden. Ähnliche musikalische Brüche und Entwicklungen haben wir im Laufe der Geschichte schon oft erlebt, und es scheint mir eine gesunde Dynamik zu sein, dass sie sich fortsetzen, während wir selbst durch neue Erfahrungen und soziale Dynamiken lernen und wachsen.

Hoffnungen für die Zukunft

Doch wohin könnte all dies schließlich führen? Wie sollte die kirchenmusikalische Landschaft von morgen aussehen, wenn sich Traditionen und Einstellungen weiter verändern und entwickeln?

Unsere multipolare kirchenmusikalische Landschaft wird nicht verschwinden, und ich denke, das sollten wir feiern. Das menschliche Leben und die Kulturen sind vielfältig, und es ist gut, wenn sich dies in unseren Gottesdiensten widerspiegelt. Die zunehmende globale Vernetzung und der Zugang zu einem breiteren Spektrum an Musik durch Streaming-Dienste bedeuten, dass unsere breitere Kulturlandschaft mehr Möglichkeiten hat, ein vielfältigeres Spektrum an Musik und Traditionen kennen- und schätzen zu lernen als je zuvor.

Ebenso bringen die zunehmend kosmopolitischen Gesellschaften sowie die Dynamik der (Post-) Säkularisierung die Kirchen in neue Situationen, die neue Anpassungsmöglichkeiten und neue Formen des Dialogs über eine Reihe unterschiedlicher Grenzen hinweg erfordern.

Interne Kreativität und Vielfalt sind ein entscheidendes Instrument, um mit dieser Situation umzugehen, und die Funktion der Musik bei der Gestaltung von Gefühlen, Erfahrungen und Werten bedeutet, dass sie eine wesentliche Rolle in den breiteren Verhandlungen über Differenzen spielt.

Eine gesunde multipolare Musiklandschaft erfordert gegenseitiges Verständnis und nicht gegenseitiges Misstrauen. Dieses gegenseitige Verständnis kann jedoch einen kritischen Raum sowohl innerhalb der verschiedenen Traditionen wie auch zwischen ihnen einschließen, wenn es wenn es echt ist und von einer Wertschätzung dessen getragen wird, was die verschiedenen Traditionen bieten und zu erreichen versuchen. Dies wiederum kann die Grundlage für weitere Kreativität, Dialog und Anpassung sein, aufbauend auf dem grundlegenden Bewusstsein, dass es immer Möglichkeiten jenseits der Horizonte unserer Erfahrung gibt, die jemand anderes vielleicht schon erahnt hat, Möglichkeiten, die wir oder andere Menschen vielleicht brachen, um die vor uns liegenden Herausforderungen zu bewältigen.



Der Autor

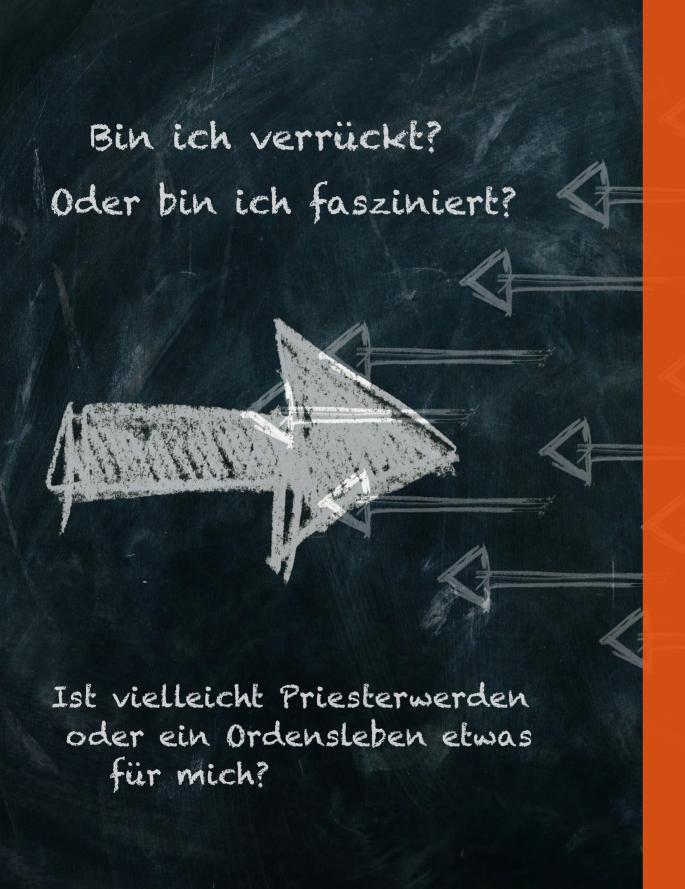
Dr. Mark Porter

Mark Porter ist Musiker und Forscher aus Großbritannien. Er ist Autor/Herausgeber dreier Bücher über christliche Musik und ist Programmleiter der Konferenz Christian Congregational Music: Local and Global Perspectives.

Seit 2022 arbeitet er als Postdoktorand an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Erfurt.

»Wenn wir unsere Aufmerksamkeit darauf richten, auf wen wir hören, was wir hören. wie wir hören, können wir in der Kunst der Kommunikation wachsen.«

EVANGELII GAUDIUM | PAPST FRANZISKUS



»NACHKLANG« WOCHENENDE – BIN ICH ZUM PRIESTER ODER ORDENSLEBEN BERUFEN???



Drei große Fragezeichen, die durch Events wie den Weltjugendtag, einschneidende persönliche Erfahrungen oder schlicht durch Stille hervorgerufen werden können. Vielleicht irritieren oder verunsichern diese Gedanken. Vielleicht machen sie Angst und neugierig zur selben Zeit.

Drei große Fragezeichen, bei denen es sich lohnt, ihnen in Offenheit nachzugehen. Wir sind ein Team von Leuten, die junge Menschen in ihren Suchprozessen unterstützen wollen, damit sie ihren eigenen Weg finden.

In allem leitet uns der Wunsch, eure Freiheit zu stärken, damit ihr in Vertrauen und Selbstständigkeit euren Weg gehen könnt.

Zielgruppe

Junge Menschen, die beim Weltjugendtag 2023 waren und sich für ein Ordensleben oder Priesterwerden interessieren

Themen / Inhalt

- > Austausch mit anderen jungen Menschen
- > Priester und Ordensleute, die aus ihrem Leben, von ihren Schwierigkeiten und Freuden erzählen und davon, wie sie ihren Weg gefunden haben
- > Gebetszeiten, Räume zum Austausch und zur Selbstreflexion, die Möglichkeit zum Einzelgespräch und natürlich Gelegenheit, gemeinsam Gott und miteinander zu feiern
- > Hilfestellungen, wie man gut auf der eigenen Wegsuche vorankommt

Termin 15.–17. September 2023

Anreise 15.09. bis 18:00 Uhr Abreise 17.09. ab 15:00 Uhr

<u>Kosten</u> Übernachtung und Verpflegung: 100€

Ort Berufungscampus Frankfurt

Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt am Main

Anmeldung info@berufung.org

Veranstalter ZfB – Zentrum für Berufungspastoral

AGBO – Arbeitsgemeinschaft Berufungspastoral der Orden

Leitung Clemens Blattert SJ, Christine Klimann sa,

Philippa Warsberg & Tim Sturm





AUSBILDUNGSKURS – »JUNGE MENSCHEN GEISTLICH BEGLEITEN«

Im Oktober ist in Frankfurt am Main beim Zentrum für Berufungspastoral (ZfB) der erste Durchgang des Ausbildungskurses "Junge Menschen geistlich begleiten" mit Clemens Blattert SJ, Dr. Peter Hundertmark und Christine Klimann sa gestartet. Die 18 Teilnehmer:innen dieses Kurses sind als Jugendpfarrer, Religionslehrerin, Berufungspastoral-Verantwortliche, Studierendenseelsorgerin, Mentorin für Theologiestudierende, Pfarrer etc. in der Jugendpastoral tätig und haben eines gemeinsam: Sie wollen den jungen Menschen, mit denen sie zu tun haben, noch besser zuhören können.

Maria, eine Teilnehmerin, beschreibt das so: "Im Kurs Ierne ich, die Stimmen in mir zu hören, diese einzuordnen und auch die Stimme Gottes in mir wahrzunehmen. Dieses Hören auf mich und Gott hilft mir, das nicht laut Ausgesprochene in den Aussagen meiner Mitmenschen zu er-hören."

In den fünf Modulen des Kurses stehen Themen wie Berufung, Identität, geistliches Wachstum, Krise, Entscheidungen und engagiertes Leben im Mittelpunkt. Das Bearbeiten des jeweiligen Themas erfolgt immer in drei Dimensionen: im Blick auf die eigene Person bzw. im Hören auf die Stimme Gottes im eigenen Leben, im Blick auf die jungen Menschen bzw. im Hören auf ihre Fragen und ihre Lebenswelt sowie im Blick auf hilfreiche Methoden und in der Schulung eines "professionellen Ohres" geistlicher Begleiter:innen.

So ist der Kursweg, der auch Ignatianische Einzelexerzitien, Supervision und Ausbildungsgespräche beinhaltet, eine spannende und herausfordernde Reise. Beeindruckend ist, wie sich die Kursteilnehmer:innen auf die Inhalte einlassen und als Gruppe zusammenwachsen.

Der nächste Durchgang wird im Oktober 2023 starten.



Impressum

Zentrum für Berufungspastoral

Offenbacher Landstraße 224 60599 Frankfurt am Main

tel. +49 (0)69 60 61 22 4 info@berufung.org

www.berufung.org

Direktor: P. Clemens Blattert SJ

Werkheft 2023 | Nr. 61

Redaktion: P. Clemens Blattert SJ,

Sr. Christine Klimann sa, Mario Seefeldt,

Philippa Warsberg

Gestaltung: Ricky Brenner

Druck: Druckerei Pöge e. K. Leipzig

Bildnachweise

Cover: Oleksandr Shchus
Seite 7: Ricky Brenner
Seite 14: Ricky Brenner
Seite 21: Pastoralverbund
Dellbrück-Hövelhof

Seite 22: Peace, love, happiness / Pixabay Seite 27: MOMOOD Photography,

Alexandra Neubauer

Seite 31: Victor Beusch / victorbeusch.de Seite 32: Tiffany J. Maaßen & Tobias Sauer Seite 33: Tiffany J. Maaßen & Tobias Sauer Seite 34: Tiffany J. Maaßen & Tobias Sauer

Seite 62: Stocksnap / Pixabay
Seite 68: Gerd Altmann / Pixabay
Seite 70: Rachel Claire / Pexels



P. Clemens Blattert SJ
Direktor ZfB



Philippa WarsbergGeschäftsführende Referentin



Sr. Christine Klimann sa Leiterin Aus- & Fortbildung



Sachell Rapp Öffentlichkeitsarbeit



Mario Seefeldt Referent



berufung.org